

Sie wurde ruhiger. Schon das dritte Hindernis hatten sie hinter sich gebracht. Bis auf ein kaum sichtbares Streifen von Kimms Hinterhand kamen die beiden dann auch fehlerlos über die Strecke. Doch mußten sie den ersten Preis einem anderen Trakehner überlassen, Prahlhans unter Paul Heil, einem bekannten Herrenreiter. Der Abstand jedoch war so gering, daß Susanne, von vielen Seiten beglückwünscht, nun voller Zuversicht war für die Dinge, die noch warteten.

Bis zum späten Abend dauerten die Kämpfe. Zuletzt dämmerte es schon. Schattenhaft, verschmolzen zu Zentauren, glitten Reiter und Pferde über die Bahn. Ulan, der schon früher Siegerehren errungen hatte, brach am Gatter in der Mauer aus. Auf solch einen Eulenritt hatte ihn sein Reiter nicht vorbereitet.

Susanne und Clemens gingen später zu den Boxen. Kimm malte in aller Ruhe seinen Hafer, legte eine Pause ein, als er sie kommen sah, und stupste Susanne mit der Nase liebevoll in den Hals.

»Er war prachtvoll, Susann«, sagte Clemens, »er ist wie Sylvaine. Obwohl er heute innerlich vibrierte vor Erregung, ließ er sich nicht übertölpeln davon. Er hat ausgesprochenes Lampenfieber, aber es bekommt ihm, und das gerade ist selten!«

»Ich glaube sagen zu dürfen, daß wir alle drei begonnen haben, dieses Turnier wundervoll zu finden!«

Clemens suchte Holz und klopfte darauf herum. Susanne schüttelte lachend den Kopf. »Wenn man dich so hört, mein Lieber, hat man das Gefühl, Kimm sei mutterseelenallein über den Kurs gegangen. Aber mich würden deine ganz persönlichen Erlebnisse dabei auch brennend interessieren!«

»Ich sage dir, Susann, ich brauchte mich nicht anzustrengen, er macht das alles ganz großartig. Er hat ein unwahrscheinliches Springvermögen und genug Intelligenz, Ruhe und Überlegung, um mit den Kniffligkeiten eines Hindernisses fertig zu werden. Und dazu das Herz eines Löwen!«

»Clemens, ich glaube dir! Doch möchte ich gar zu gern wissen, warum du es trotzdem für nötig hieltest, so angestrengt auf Holz zu klopfen?«

»Weil er mich mitschleppen muß, der Brave! Schließlich wirst du mir recht geben, daß er die Hauptperson ist, wenn du dir

einmal kurz überlegst, wie die Geschichte aussehen würde, wenn er allein oder ich allein über die Bahn gingen. Er käme höchstens noch schneller zum Ziel. Aber ich?«

»Mein Himmel!« stöhnte sie. Sie wandte sich beistandsuchend zu Rimpach um, der sich inzwischen zu ihnen gesellt hatte. Aber er hatte sein Schmunzeln bereits wieder hinter den Lederfalten seines Gesichtes versteckt, hielt die Augen auf Clemens gerichtet und sah aus, als lausche er andächtig einer frommen Predigt. Sie konnte nichts an ihm entdecken außer der wohlbekanntem Tatsache, daß er mit seinen gewaltigen Kinnladen bereits selbst ein ausgesprochenes Pferdegesicht hatte. Sie schüttelte den Kopf mit spürbarer Resignation.

»Ich begreife heute zum erstenmal, warum man von Pferdennarren spricht! Unbelehrbar wie schwärmende Backfische zertrampeln sie jegliche Logik unter den Hufen!«

Rimpach im Hintergrunde räusperte sich; er grinste. Der große Schweiger sagte: »Wenn ich etwas beisteuern darf, Frau Baronin: Da fällt mir doch gerade ein, daß man nicht mit Steinen werfen sollte, wenn man im Glashaus sitzt!«

»Die Teufel mögen euch fressen! Ihr seid eine rabiate Männergesellschaft! Alle – außer Kimm!«

Sie gingen zu ihrem Wagen. Der Konsul und seine Familie waren bereits gefahren, um ein kleines Festessen vorzubereiten. Es war nun ganz dunkel und sehr mild. Eine fremde, breite Straße lag im Licht der Laternen vor ihnen und zu beiden Seiten, in tiefen Gärten verborgen, gepflegte Villen. Das glückliche Gefühl des Erfolges und der abklingenden Erregung des Tages erfüllte sie. Er suchte ihre Hand:

»Hör mal, du kleine Hexe, wo bleibt die Siegerehrung für den Zweiten neben deinen Vorlesungen über Logik und ähnliches?«

»Wieso? Ich habe Kimm fast erdrosselt vor Freude! Und er ging doch nun einmal ganz allein über den Parcours mit einem Bündel männlicher Last im Sattel, das haben wir doch gerade festgestellt, mein Gebieter!«

»Im eigenen Netz gefangen, lieber Holten, sehr geschickt gemacht! Du hast recht, Susann, bleibe weiter so stark und so logisch!«

Wie vorhin an Kimms Hals, hing sie jetzt an dem seinen. Sie küßten sich, als wäre es zum erstenmal. Die fremde, dunkle Straße mit den fernen Villen gastlicher Verheißung war wohl schuld daran, die linde Sommernacht und die vibrierende Spannung, die den nahenden Schritten eines hanseatischen Polizisten voraussprühete, dessen gerunzelte Brauen eine Laterne sichtbar machte und der sie endlich lachend und übermütig Arm in Arm und schnellsten Fußes unter das Verdeck ihres Wagens flüchten ließ.

Clemens hatte nicht vergeblich auf Holz geklopft. Am nächsten Tage holte er sich den »Preis der Stadt Hamburg«.

Und dann folgte der Hauptturniertag mit dem Springderby, das stets am Sonnabend ausgetragen wurde, da am Sonntag alles zum Galoppderby nach Horn strömte. Das Publikum war heute viel zahlreicher als an den Vortagen, die doch nur der Auftakt gewesen waren. Die Atmosphäre schien bei allem Gedämpftsein zu prickeln vor Spannung.

Das Wetter ließ nichts zu wünschen übrig. Die Stimmen schwirrten. Man sprach von den ersten Derbytagen; die Namen der Pferde und ihrer Reiter klangen auf.

»Freiherr von Holten, früher Rittmeister bei den Leibkürassieren in Breslau? Er ist also wieder dabei? Ausgezeichnet! Sein Gesicht sagten Sie? Besser als ein Bein! Wenn er nur noch reiten kann! Ich bin neugierig auf die Entscheidung. Ich kam erst heute aus Köln zurück und mußte die ersten beiden Tage versäumen!«

Susanne nahm wieder ihren Tribünenplatz ein. Die Konsulin erzählte ihr, daß ein spöttisch-böswilliges Reiterpech ausgerechnet den Fliegenden Holländer lahmen ließ. Sein Reiter, Herr Pulvermann, ertrug das Mißgeschick mit Fassung, und man spötte bereits hinter seinem Rücken, daß ihm, als dem geistigen Vater des heutigen Parcours, von dessen phantasievoll-tückischem Genie noch Jahrzehnte später die Pferde und Reiter aller Nationen alpträumen sollten, längst klargeworden sei, daß ihn ein gnädiges Schicksal vor den Früchten seines eigenen Geistes bewahrt hätte.

Endlich der Beginn! Leutnant Andreae auf dem Iren Teufel, dem vorjährigen Sieger. Teufel schien keinen guten Tag zu ha-

ben, er warf schon beim ersten Hindernis ab. Dann der Schwede Olsen auf Centaur, einem mächtigen Pferd, das einen sehr schönen Ritt lieferte. Nach ihm Graf Görtz, der den Doppelwall ausließ, zurückritt und die beiden nächsten Hindernisse, die er schon fehlerlos genommen hatte, riß.

Es wurde scharf geritten, Pferden und Reitern das Letzte abverlangt. Wem bei den packenden Bildern Zeit blieb, an die Vortage zu denken, dem erschienen sie sanfte Musik gegen Sturmesorgeln. Jetzt kam Paul Heil, der Sieger des ersten Derbytages, heute auf dem irischen Schimmel Gray Lad. Der Reiter hatte ihm den Pelham aufgelegt, obwohl er meistens auf Trense geritten wurde, und der Schimmel legte sich deutlich so schwer aufs Gebiß, daß ihn sein Reiter nicht genug aufnehmen konnte.

Ihm folgte der einzige Vollblüter im Feld, der bildschöne Fuchswallach Kreon unter Herrn von Wietersheim in einem zügigen, feinen Ritt. Die Zuschauer gingen voller Begeisterung mit dem Vollblüter. Ein hörbares Bedauern begleitete Kreons ersten Fehler. Kurz darauf stieß er noch einmal mit der Vorderhand ab. Doch hatte er eine blendende Zeit herausgeholt.

Es fehlte nicht an markanteren Zwischenfällen. Nervöse, hoffnungslos ausbrechende Pferde boten phantasievolle Attraktionen, um den Tücken der Hindernisse zu entkommen. Es gab mehrere harte Stürze am Wall und am Graben. Dann kam Angstmeier, der sich heute redlich bemühte, seinem Namen Ehre zu machen. Er ging matt und machte Fehler auf Fehler, so daß sein Reiter schließlich aufgab.

Dann, mit der Startnummer 16, Kimm, der Sieger des Vortages. Susanne hat einen Augenblick das Gefühl, daß die Spannung sie zerreißen will, doch wird sie wie an den anderen Tagen ganz ruhig, als Kimm vom Start weggaloppiert ist. Sie denkt, daß es wohl das Vertraute in jeder Bewegung von Pferd und Reiter ist, das ihr diese Ruhe gibt.

Sie nehmen die ersten Hindernisse, Tor und Koppelrick, glatt. Jetzt kommt der Doppelwall, der breite Graben. Nein, er wird sich selbst nicht untreu, auch der große Wall mit dem Koppelrick darauf scheint nur ein leichtes Kinderspiel für ihn zu sein, und er ist weit davon entfernt, in »Pulvermanns Grab« zu versinken.

Susanne stellt fest, daß die Ruhe und Sicherheit der beiden bis hierher zu ihr dringen. Sie spürt, daß ringsum alles in Spannung ist, daß dieser Ritt nicht nur für sie einen Höhepunkt des Tages bedeutet.

Jetzt sind sie fast durch, die Tiefensprünge noch, Straßenübergänge mit Barrieren, zuletzt die hohe rote Mauer. Vollendet bis zum letzten Hindernis ist die Übereinstimmung zwischen Reiter und Pferd, der Triumph des Zusammenklingens höchster Energie und gespanntester Sensibilität. Dann sind sie durchs Ziel gegangen, fehlerlos, nach einem begeisternden Ritt!

Es kann der Sieg sein, nur vier Pferde stehen noch aus. Die ersten drei machen schon zu Beginn grobe Fehler, dann legt Orient-Express unter Graf Schaesberg vielversprechend los, aber er hält nicht durch und hat zum Schluß Dutzende von Fehlern zusammengebracht.

Der Trakehner Kimm unter dem Freiherrn von Holten wurde der Sieger des dritten Deutschen Springderbys vor Centaur und Kreon. Zur Erheiterung der Umstehenden wieherte er plötzlich hell auf, als ihm der Lorbeerkrantz über den Hals gestreift wurde. Jedermann mußte überzeugt sein, er wisse durchaus, worum es gegangen war und daß er im Augenblick Deutschlands bestes Springpferd war.

Nur eines konnte er nicht wissen: daß er als erster den Bann gebrochen hatte, der noch immer auf Deutschlands Turniersport lag, dessen Spitzenpferde bis dahin fast durchweg aus dem Ausland kamen.

Aber im Augenblick schien ihm so wichtig wie sein Sieg die vertraute, süße Belohnung Susannes zu sein, die sie in der Verwirrung ihrer Freude zum erstenmal vergessen hatte. Er erwiderte ihre lachenden, zärtlichen Liebkosungen, dann aber schnoberte er unverkennbar dringlich an ihrer Handtasche herum.

Jetzt erinnerte sich Susanne endlich, nestelte den Verschuß auf. Vor Aufregung fiel schließlich die Tasche zu Boden, ergoß ihren Inhalt in genialem Wirrwarr auf den Rasenfleck vor Kimm. Ein kleines Drama in dem großen Festakt! Blitzartig fuhren ein halbes Dutzend Männerköpfe in die Tiefe, doch jetzt zeigte Kimm, daß ein Sieger sich auch Rechte erworben hat. Er drängte

alle helfenden Hände mit seiner Nase hinweg, begann sorgsam die Zuckerstücke von den Toilettegeheimnissen einer Damenhandtasche zu trennen und verleibte sich ein Stückchen nach dem anderen behaglich knirschend ein.

Susanne mußte mit beiden Händen den Lorbeerkranz festhalten, da er ihm sonst über den Siegerschädel gerutscht wäre.

Sie sahen sich an, lachend und glücklich, und Susanne fiel ein, daß Clemens vor langer Zeit einmal gesagt hatte:

»Sie müssen wissen, Susann, daß Kimm ein Pferd ist, das Humor besitzt! Und das ist bei Pferden auch nicht viel häufiger als bei Menschen. Meistens haben es die letztgenannten den erstgenannten ausgetrieben. Und Kimm wird seinen Humor auch nie verleugnen! Sollte er eines Tages einen Lorbeerkranz erringen, ich sage Ihnen, Susann, er würde bestimmt irgend etwas finden, um dummes Zeug mit dem feierlichen Requisit zu treiben!«

Heute schien es also soweit zu sein!

Sie hatten vorgehabt, sofort nach dem Turnier wieder abzureisen, aber sie gaben endlich dem lebenswürdigen Widerstand des Konsuls und seiner Familie nicht ungerne nach und blieben noch eine reichliche Woche in Hamburg. Sie nahmen teil an den gesellschaftlichen Veranstaltungen, die dem Turnier folgten, an einem Essen, das der Konsul ihnen zu Ehren gab, und sie konnten nur die Hälfte der Einladungen bewältigen, die ihnen aus dem Kreis alter reiterlicher Freunde zugingen.

Sie ließen sich willig von der angenehmen Woge der Geselligkeit tragen, fanden aber trotzdem noch Gelegenheit, sich für kurze Zeit dem allem zu entziehen und ihre Streifzüge durch die Stadt zu machen.

»Susann, wenn alles weiter glatt verläuft, werden wir in zwei, drei Jahren so weit sein, daß wir mit gutem Gewissen reisen können. Es wird sich finden, wie lange, und es wird sich finden, wohin. Hättest du Lust, mein Herz?«

Sie drückte seinen Arm. »O Clemens, ich wittere bereits wie ein Kaninchen in dieser Luft herum. Wenn du mir solche leichtsinnigen Vorschläge gerade hier machst, wo soll ich denn da auch nur einen Funken Widerstand hernehmen? Reisen wir also!«

Sie lachte strahlend zu ihm auf. »Ich denke an China, die japa-

nischen Inseln; das sind Gebiete, die wir beide noch nicht kennen.«

Er lächelte zu ihr hinunter: »Susann, ich kannte noch nie einen Menschen, der sich so freuen kann wie du. Du wirst im Handumdrehen selbst ein Feuerchen.«

»Ich werde deinen Onkel Viktor nach dem Programm befragen, den spleenigen alten Mann, der auf einer südamerikanischen Gebirgswüstenei seinem Gott seinen ureigenen Tempel errichtete. Nur Leute seiner Art verstehen wirklich zu reisen.«

»Du wirst nicht Onkel Viktor, sondern mich befragen, du naseweises, wildes Füllen, verstanden? Und ich werde dir Berge und Meere zeigen, vor deren Glühen die Feuerchen aller sonstigen Globetrotter zu müder Asche verglimmen werden.«

»Dann also so, Kommandant, das ist sogar noch bequemer für mich. Komm, erzähle mir von diesen glühenden Hügeln und Meeren!«

Sie mußten dann mit einem gewaltsamen Ruck das Ende der schönen Tage herbeizwingen, denn die Familie Sergius war bereits mit dem Pläneschmieden für ihre nächsten gemeinsamen Wochen beschäftigt. Und zu Haus wartete die Ernte!

Sie fuhren im Regen von Hamburg ab, doch in Hamburg kann Regen so stilvoll sein wie die Sonne auf Madeira. Die Damen Sergius versprachen, so bald wie möglich der Einladung nach Grandjour zu folgen, und der Konsul sagte sich für das nächste Jahr zum Schnepfenstrich an.

Und so galt das letzte Gespräch, während man an den Rhododendronbüschen der Konsulin vorbei dem wartenden Wagen zuschritt, schließlich der Schnepfe, ihrem langen, biegsamen Schnabel, der Dämmerung kühler Frühlingsabende, die sie mit ihrem seltsam erregenden, heiseren Ruf und den huschenden Schattenstrichen ihrer Balzflüge erfüllt. Man sprach von der erwartungsvollen Höflichkeit, die der Jäger ihrer Ankunft schenkt: »An Okuli, da kommen sie!«, und nicht unerwähnt blieben »Schnepfendreck« und die kulinarische Weisheit, daß die Schnepfe am schmackhaftesten ist, wenn die ersten Blätter fallen, und daß Schopftintlinge, die zur gleichen Zeit aus dem Boden schießen, ihre delikateste Beigabe sind.

Dann waren sie wieder in Grandjour. Es war köstlich, heimzukommen und die vielen Dinge, die warteten, mit neuer Kraft anzugehen.

In seinem Auslauf trabte Kimm zornig wiehernd auf und ab, und aus dem Nachbarpaddock erwiderte Khan den Kampfesruf des jungen Rivalen. Sie waren gleich an Adel, Schönheit, der Vererbungskraft und dem Feuer guter Hengste, aber Kimm war der Junge, und noch lange nachdem das letzte Grauschimmelfohlen Khans erwachsen sein würde, würden Jahr für Jahr Kimms braune Fohlen über die Weide stakeln, dann traben, endlich galoppieren, und manches von ihnen würde später wie sein Vater und dessen Mutter, wie die vielen hervorragenden Pferde unter seinen Vorfahren sich mit den Edelsten messen und einen geliebten Reiter sicher zum Siege tragen.

Der Sommer verging, das Erntefest wurde gefeiert. Zum erstenmal erlebte Susanne den Herbst im Herrenhaus. Vor den Fenstern breitete sich der herbstliche Park. Im Licht der Sonne glühte er auf und warf seinen Widerschein in die Räume.

Wenn Susanne am Spätnachmittag ihr Ankleidezimmer betrat, war es bei lichtem Wetter stets in dieses warme herbstliche Leuchten getaucht. Die geraffte Seide an den Wänden hatte dann das helle, klingende Grau von frischgeschliffenem Stahl. Die Atmosphäre von Luxus, die Constantine von Holten geliebt hatte, war sehr lebendig in diesem Raum, und Susanne hatte alles unverändert gelassen.

Koboldartig, erheiternd, wie neugierige Statisten einer Kleinstadtbühne, die vor Beginn des Spiels durch den Vorhang lugen, sahen indianische Masken zwischen den Seidenfalten hervor.

Von den indianischen Masken beäugt, streifte Susanne am Spätnachmittag Overall, Reitzeug oder Gartenkleid ab und überließ sich den Händen Alwines, um zu der Frau zu werden, die sich stilvoll in Grandjourns anspruchsvollen Rahmen fügte und die Clemens trotz Beteuerung seiner Bescheidenheit auf allen Gebieten am Abend sicher bitter vermißt hätte.

Sich selber allerdings gestand er ein, daß er immer wieder auf diese Verwandlung wartete. Denn Susanne war stets neu, stets überraschend. Für Clemens, der Schlangen liebte, war sie eine



Schlange, die sich immer wieder zu neuem, noch prachtvollerem Schillern häutete. Sie verstand diese Kunst von jeher und vervollkommnete sie nun zu dem hinreißenden Raffinement, mit dem einst ihre Großmutter Amélie die Pariser Gesellschaft bezwungen hatte.

Meistens hätte Clemens gar nicht sagen können, warum Susanne heute wieder ganz anders und ganz neu aussah, und ihre Toilettenwünsche waren alles andere als maßlos. Sie trennte sich nicht einmal gern von den Sachen, die sie seit langem liebte. Aber wenn Clemens auch nie lernte, sich durch das Dschungel ihrer Zaubereien mit Details hindurchzufinden, so spürte er doch, daß sie auch das reizvollste und kostbarste dieser Gebilde für ihn trug.

Es war nicht ausgeblieben, daß Susannes Schönheit und ihr kluger Scharm einen großen Kreis Menschen angezogen hatte, und sie sahen nun oft Gäste im Haus. Aber Clemens wußte, ohne daß sie je davon gesprochen hatten, daß ihr keine Bewunderung so wichtig war wie das Aufleuchten in seinen Augen, wenn sie am Abend in die Halle trat, wo er sie erwartete.

Wenn sie allein zu Abend aßen, galt die wortlose Abmachung, daß Clemens stets eine kurze Spanne früher als Susanne in der Halle war. Er liebte es, beide Flügeltüren weit öffnen zu lassen, so daß er sie von seinem Platz am Kamin schon sah, wenn sie die Treppe herunterkam. Manchmal blieb sie einen Augenblick bei der Tür stehen und lächelte ihm zu, schwerelos, eine schmale, leuchtende Flamme, umrahmt von der wuchtigen Schwere der dunklen Eichenbalken.

Clemens ging ihr entgegen. »Susann, die Ohren klingen mir bereits; die Hunde erzählen mir schon ganz aufgeregt von deinen heutigen Heldentaten!«

Oder er sagte ihr, wie gut sie ihm heute wieder gefalle. Er sagte es auf seine Art. »Ich verstehe jetzt, warum man um zerbrechliche Frauen Mammutbauten errichtete; es bedeutet einen faszinierenden Kontrast!«

Mit Susannes erstem Schritt über die Schwelle begann der Abend, ihr Abend, ihre Nacht. Denn von diesem Augenblick an stellte sich Clemens völlig unter die Gesetze, die Susanne gab. Den

strengen Forderungen des Tages, die ihn fernhielten, mußte er sich ohne Rückhalt fügen, aber den Abend und die Nacht gab er ganz in ihre Hände und holte sich daraus die Kraft für den nächsten Morgen.

Nie wurde ihm bewußt, daß Susanne ihre Gesetze erst formte, wenn sie erfüllt hatte, was er an diesem Abend wünschte und brauchte. Dann improvisierte sie, und nie fehlten ihr die Mittel dazu. Sie fragte ihn nicht, ob er Ruhe wollte, sie wußte einfach, wann er nur der Stille des Hauses bedurfte und ihres leisen, zärtlichen Lächelns, wenn er von seinem Buch aufsaß und ihrem Blick begegnete.

Sie wunderte sich auch nicht, wenn er sie fragte, woher sie wisse, daß er heute ein ausgesprochenes Verlangen nach der Klarheit nordischer Musik habe. Es sei ihm selbst erst bewußt geworden, als er sie am Flügel sitzen sah und die ersten Takte von Grieg hörte.

Und sie spürte auch als feines Vibrieren in allen ihren Sinnen, wenn für Stunden die aufdringlichen kleinen Dämonen von ihm Besitz ergriffen hatten, die manche Männer zu rebellischen Phantasien und schließlich in schillernde Revuen zu treiben pflegen und aus gläubigen Gattinnen anklagende Bündel aus Kummer und Tränen zu machen wissen.

Sie scheute sich dann nicht, vor ihm zu tanzen mit der Routine, die sie einem jahrelangen, oft sehr harten Training bei einer Ballettmeisterin verdankte, mit dem ganzen Elan ihrer angeborenen Musikalität, der Ausdrucksfähigkeit ihrer geschmeidigen Glieder und der makellosen Schönheit ihres Körpers. Und wurde stets Herrin aller dieser Dämonen, denn sie brachte es fertig, selbst aus ihren verzerrten Fratzen verzaubert lächelnde Gesichter zu machen.

Manchmal fragte sie sich mit leichtem Schulterzucken und spöttischem Kopfschütteln, wie es nur möglich sei, daß es tatsächlich Frauen gäbe, die es unter ihrer Würde fanden, den Geliebten vor seinen Dämonen zu retten, die das Schwert ihrer kostbaren Tugend schwangen und ihn in zwei Hälften teilten, deren eine, die gute, fromme, reine, sie in ihre sauber gefegten Penaten einbrachten und in Besitz nahmen, während sie die andere, die

schwarze, die böse, die schreckliche, hilflos zappelnd den Dämonen und den losen Mädchen überließen. Sie verstand weder die Moral bei der Geschichte noch verstand sie, daß eine Frau solchen spannenden Kämpfen mit Dämonen aus dem Wege gehen konnte.

Und es sollte Frauen geben, die es langweilig fanden, immer wieder in den scheinbar wohlvertrauten seelischen Bezirken des Geliebten zu forschen? Susanne konnte nur lächeln über sie, über diese Armen! Ein Mann war doch ein so weites Feld, und wenn man ihn liebte, ein ganz unerschöpflich weites Feld!

Wenn sie allein war, griff Susanne gern aus der Fülle der nahen Erinnerungen irgendeine heraus und überließ sich ihr wie dem Nachgeschmack einer frischen, köstlichen Frucht. Als sie jetzt beim Zubettgehen vor dem Spiegel saß und auf Alwines Bürstzeremonie wartete, fiel ihr der Abend ein, den Clemens heute großzügig die »Nacht der Pompadour« nannte.

Clemens liebte es mitunter, dabeizusitzen, wenn Alwine Susannes Haar büstete. Das geschah nach einem Ritual, das nicht viel jünger war als Susanne selbst, und ging nicht immer wie in Kindertagen mit der gleichen Bürste aus handgetriebenem Silber vor sich, auf der Alwine einen Tropfen eines stark und köstlich duftenden Öls verrieb, das sie selbst zusammenmischte.

Clemens pflegte dann sein stattliches Gewicht auf einem winzigen runden Schemelchen zu balancieren, das er zum Schrecken seiner Besitzerin bevorzugte. Er pflegte die Einbuchtung über dem Bauch eines kostbaren Buddha als Aschenbecher zu benutzen und mit Alwine zu debattieren, die offensichtlich eine Schwäche für ihren neuen Herrn hatte und bei solchen Gelegenheiten äußerst schlagfertig sein konnte.

An jenem Abend drohte Alwine zu unterliegen, und Susanne sprang in die Bresche, indem sie Clemens auseinandersetzte, seine Vorliebe für die Atmosphäre ihres Ankleidezimmers sei ein Erbfehler, da einer seiner Ahnen einst der Pompadour die Schokolade ans Bett brachte, wenn der König mit dem Regieren beschäftigt war, um ihr dann mit einer Herde anderer Neugieriger zuzusehen, wie sie in ihre dreiunddreißig Spitzenunterröcke stieg, was ein erregend imposantes Schauspiel bedeutete.

Das winzige Schemelchen hatte aufgeächzt, und gleich darauf hatte Clemens den ganzen Spiegel ausgefüllt. »Alwine, deine Herrin braucht dich jetzt nicht mehr. Das Haar ist bereits auf Hochglanz gebürstet, erinnert an einen preußischen Roßschweif vor der Parade!«

Nach Alwines Rückzug hatten sie um die verunglimpfte Familienehre debattiert, bis längst die Zeit zum Abendessen überschritten war. Susanne hatte sich schließlich nach einigen Drehungen und Wendungen vor dem Spiegel überzeugend in die Pompadour verwandelt, und Clemens war zur Rolle des verliebten Hofschranzen verurteilt worden.

Doch seine Liebesbeteuerungen für die schöne Kurtisane waren so echt und so stürmisch geworden, daß sie ihm gedroht hatte, sie würde ihren königlichen Gönner rufen lassen, falls er noch frecher würde.

Er hatte geschrien, daß er das bestimmt noch würde, mit sämtlichen Manikürutensilien herumgefuchelt und gedroht, sie alleamt ihrem fünfzehnten Ludwig in das feiste Bäuchlein zu spicken, wenn sie das täte. Weil sie ihm alles Böse ohne Ausnahme zutraute und sich ihren Ludwig erhalten wollte, waren sie dann noch recht glücklich geworden zusammen.

Eine gute Stunde nach der üblichen Zeit hatte Felix mit unbewegtem Gesicht ein aufgewärmtes Diner serviert, und sie hatten sich hinter seinem steifen Rücken sehr vergnügt zugeblinzelt.

»Das Blut Peters des Großen beginnt sich in ihm zu regen, merkst du das, Susann? Er schlägt die Trommeln zum Aufstand gegen seine menschliche Gesinnung!«

Es gab sehr viel Erinnerungen an Szenen dieser Art, in denen sich ein Glücksgefühl Raum schaffen wollte, das nie rauschhaften An- und Abstieg, sondern nur das stetige Wachsen gekannt hatte. Die Spannungen, die ständigen Begleiter vieler Ehen, für manche Charaktere fruchtbar und notwendig, blieben ihnen unbekannt. Nur manchmal, wie im Spiel, lernten sie sie kennen, wenn sie eine dieser übermütigen Stunden erlebten.

Wie Susanne sie liebte, diese übermütigen, übersprudelnden Stunden! Sie hatte vor ihrer Ehe nicht geahnt, wie gern, anhaltend und mitreißend Clemens lachen konnte. Er gehörte auch zu

den Menschen, die ihre eigenen Schwächen parodieren können, ganz, ohne Rücksicht, aber auch ohne Berechnung, einfach mit einem entwaffnenden Vergnügen an allem Ergötzlichen im Homo sapiens.

Am Ende solch einer Stunde stand dann sehr oft irgendeine seiner närrischen Zauberformeln, die wieder einmal die Tür aufstoßen sollte in jenes andere Land, in dem sie vor bedrängendem Glück ihre Neckereien so schnell vergaßen.

Um kein Quentchen war Susannes Herzklopfen im Laufe der Jahre geringer geworden, wenn er dann plötzlich zu ihren Füßen saß, ihre Fesseln umspannte und die Stirn an ihren Knien rieb wie ein verliebter Kater. »Ach, Susann, meine Sehnsucht nach dir ist riesengroß und ungestüm! Und soll ich zum Heuchler werden, ausgerechnet vor dir, Herrin aller Tugenden? Dann lieber ein Räuber, ein Wüstling, ein Verblendeter, ja, meinerwegen ein Verrückter genannt werden!« Und dann mit entsetzendurchzitterter Fistelstimme: »Nur nicht ein Heuchler!«

Indem er sanft, regelmäßig und eigensinnig mit der Stirn gegen das schmale Oval ihrer Knie schlug, sagte er so abgehackt wie diese liebevollen Hammerschläge und ebenso einprägsam: »Wenn Ihr wünscht, Señora, daß ich mich hier auf der Stelle erschieße, dann sagt ruhig ›nein‹. Wenn ihr aber ›ja‹ sagt, brauche ich bloß mit dem Schädel gegen die nächste Wand zu rennen vor lauter Glück, Señora – und das ist nicht ganz so gefährlich!«

Heute saß Clemens noch mit drei seiner Regimentskameraden in der Halle. Sie hatten sich erst bei den Karten festgebissen, waren dann aber doch zu den erbaulichen Zwischenfällen aus den kanadischen Jagderlebnissen von Clemens gelangt.

Susanne liebte es, wenn sie bei Repetierbüchsen, verlorenen Fährtten und wütenden Keilern angekommen waren, ihren Sessel sacht und unmerklich so weit nach hinten zu rücken, daß schließlich die ganze Männerszenerie gut übersichtlich vor ihr lag, vom Schein des Feuers lebhaft durchglüht. Die knisternde Spannung und das sorglose, kräftige Lachen wurden dann zu ihr ins Halbdunkel getragen. Mit halbem Ohr lauschend, blieb ihr noch Raum genug zu behaglichen, spöttisch-zärtlichen Betrachtungen über den unvergänglichen Jungen im Mann und auch zu Zu-

kunftsfragen an die weisen Nornen über die Söhne dieser Männer dort, vor allem über die Söhne dieses einen gewissen Mannes. Im Jagdzimmer setzte sie sich in solchen Stunden gern einem heiligen Hubertus gegenüber, der dort auf einem alten Bild den weißen Hirsch jagte mit dem goldenen Kreuz zwischen den Rosenstöcken des Geweihs. Aber der Schutzpatron aller Jäger sah gar nicht blutlüstern und zielstrebig aus, er schien im Gegenteil recht gern an ihren Träumereien teilzunehmen, und sie unterhielt sich oft mit ihm, bis sie endlich in den ständig anrollenden Wogen jagdseliger Männlichkeit von einer zufriedenen, angenehmen Schläfrigkeit überfallen wurde und sich nach den Handküssen der Waidmänner zu den indianischen Masken und der Behaglichkeit ihrer seidenen Decke zurückzog.

Morgen wollten sie Fasanen jagen. Während der Zeit der Treibjagden würde sich das Haus wohl manchmal kräftig beleben, denn Clemens hatte vor, zum erstenmal seit einem Jahrzehnt wieder größere Jagdgesellschaften zu laden.

Mitternacht war schon vorüber. Alwines Hand mit der silbernen Bürste erschien jetzt, von der übrigen Alwine gespenstisch isoliert, hinter Susanne im Spiegelbild. Susanne lehnte sich zurück, sie schloß die Augen.

»Alwine, vom nächsten Sommer an wirst du wieder täglich ein Baby zu baden haben. Anfang Juni wird es dasein.«

Die alte Kinderfrau wurde ganz aufgeregt und gerührt vor Freude.

»Du bist doch unverbesserlich, Alwine, als ob wir dir nicht schon genug Last gemacht hätten! Sie sollte eigentlich ausreichen für den Rest deines Lebens!«

»Last? Meine Güte, Tochterle, Last wär' mir das Leben erst, wenn ich niemanden mehr wüßte, der mich brauchte!«

»Das kann ich mir vorstellen! Aber sei unbesorgt, ich werde jetzt einen Sohn bekommen, der dich 24 Stunden des Tages in Trab halten wird, später einen weiteren, der das gleiche tun wird, und zum Schluß noch eine Tochter, die nicht viel sanfter sein wird, verlaß dich drauf! Und wenn der liebe Gott das Programm nicht einhält, dann, Alwine, werde ich evangelisch!«

Sie lachten beide. Eins der Hausmädchen in Susannes Kinderzeit

war so überstreng konfessionell gewesen, daß ein Protestant noch immer ein Ketzer für sie war, für den des Teufels Großmutter bereits persönlich das Feuerchen schürte. Von ihr befruchtet, hatte Susanne eines Tages zur allgemeinen Heiterkeit diese schreckliche Drohung ausgestoßen, als ihr ein Wunsch nicht erfüllt wurde.

»Fühlst du dich wohl, Tochterle? Geht's dir auch wirklich gut?«

»Glänzend, Alwine!«

Sie schloß wieder die Augen und dachte, was für ein wunderbares Lebensgefühl die Gewißheit weckte, Clemens so sicher und innig bei sich zu haben, die Veränderungen des Körpers zu spüren, die leisen und die stürmischen, jede das Bewußtwerden der starken, männlichen, geliebten Strömungen seines Blutes in ihr. Mit einem kleinen Schauer fiel ihr plötzlich ein, daß das, was ein so großes Glück bedeutete, eine Qual sein mußte, wenn diese Strömungen fremd und ungeliebt waren.

Immer wieder das sanfte, gleichmäßige Streichen der Bürste, die zarten Wolken des vertrauten Duftes, die ihr zuflogen und ein wenig schläfrig machten. »Ob es wirklich so große Schmerzen sind, Alwine? Aber wie soll man das schließlich beschreiben, nicht wahr? Und wie sollst ausgerechnet du, die nie ein Kind hatte, mir das klarmachen können?«

Alwine hielt plötzlich einen Augenblick mit dem Bürsten inne.

»Was ist, Alwine?«

»Eigentlich bist du ja jetzt groß genug, ich sollte es dir ruhig erzählen. Ich hatte nämlich mal ein Kind.«

Susanne richtete sich auf. Alwine drückte sie mit sanfter Gewalt zur Lehne des Sessels zurück.

»Siehst du, das war so. Aber lehne dich nur ruhig zurück, Tochterle, ich will mit dem Bürsten weitermachen. Ich war damals noch nicht achtzehn Jahre, und als ich merkte, daß mir nun nichts mehr half, habe ich's bis zum letzten Tag verborgen. Ich habe mich halt geschnürt, daß ich oft halbtot war, aber ich hab' so in meinem Dienst bleiben können. Es war ein vornehmes Haus in der Stadt.

Dann, als ich spürte, daß das Kind kommen wollte, bin ich in meine Kammer hinauf. Gott sei Dank lag sie ganz oben unter

dem Dach. Es war Sommer und auch furchtbar heiß dort oben, aber niemand hat gehört, wie ich gestöhnt und gejammert habe. Zu schreien habe ich nicht gewagt, aber es muß sicher gut sein, wenn man das darf.

Das Kind ist tatsächlich glücklich zur Welt gekommen. Ein Mädchen war es, Hände wie kleine Blumenblätter und gar nicht runzelig im Gesicht.

Vorher hatte ich schon alles Geld, was ich verdiente, zu einer Frau gebracht, die das Kind in Pflege nehmen sollte. Ich wollte es so schnell weghaben wie nur möglich und habe es dann gleich nach der Geburt hingeschafft. Die Frau hat es dann sogar adoptieren wollen, und ich habe ja und amen dazu gesagt, und es war mir gerade recht, daß ich nie mehr hinkommen sollte und alles so sein sollte, als hätte ich es nie geboren.

Und dann wurde alles anders. In den nächsten Wochen wurde es so schlimm mit mir vor Sehnsucht nach dem Würmchen, daß ich's nicht aushielt. Ich habe der Herrschaft gekündigt und wollte irgendeine Arbeit annehmen, wo ich das Kind mitbringen durfte. Als ich dann mit meinem Korb bei der Frau ankam, lag das Kind in hohem Fieber. Es hatte die Halsbräune bekommen und starb zwei Tage später. Damals starben viele Kinder dran. Wenn sie nicht selbst durchkamen, niemand konnte ihnen helfen.«

»Und dann, Alwine?«

»Ich hab' gedacht, ich müßte ins Wasser gehen! Immer mußte ich denken, es wäre vielleicht nicht gestorben, wenn ich es nicht weggegeben hätte. Aber so schnell geht man nicht ins Wasser! Nachher bin ich manchmal mit der Bäuerin, wo ich dann gedient hab', zum Markt gegangen, und da kam eine sehr vornehme Dame, die erzählte, daß sie ein Mädchen brauche, und so kam ich zu deiner Mutter. Und bald kam dann der Alexel zur Welt und später du.«

»Und hat sich der Vater deines Kindes nie mehr um dich gekümmert?«

»Nein, wie sollt' er auch. Er hat nichts wissen wollen davon von Anfang an. Er war ein Herr, Susann, ein vornehmer Herr!«

»Ja, wirklich, sehr vornehm!« murmelte Susanne. »Aber du hät-



test später sicher noch heiraten können, Alwine. Man sieht es dir heute noch an, wie frisch und hübsch du warst.«

»Ach, Tochterle, bis ich endlich eingesehen hatte, daß die Männer auch Menschen sein können und nicht nur solche wilden Tiere, war ich zu alt geworden zum Heiraten.«

»Dann kennst du also die Wehenschmerzen?«

»Sie sind schlimm, Tochterle! Aber doch ganz anders wie alle anderen Schmerzen. Sie sind halt zu was nütze, daran mußt du immer denken. Und man vergißt sie auch gleich danach.«

Dann war sie fertig mit dem Haar. Sie schlurfte noch eine Weile herum und ordnete hier und da etwas. »Gute Nacht, Tochterle! Ich werde gleich heute eine neuntägige Andacht für dich anfangen, wegen deinem Kind, damit du's nicht zu schwer hast!«

»Danke, Alwine, das ist sehr lieb von dir. Gute Nacht!«

Susanne ging nachdenklich in ihr Schlafzimmer hinüber. Sie hatte ein Leben lang so viel Gutes von Alwine genommen und sich nie Gedanken darüber gemacht.

Die Zeit bis Juni verging sehr schnell. Susanne kannte keine Beschwerden. Sie blieb leichtfüßig und verlor nichts von ihrer unbewußten Grazie. Sie blühte auf, warm und hinreißend schön in ihrer leidenschaftlichen Freude.

Dann kam der Tag, an dem sie in Flut und Ebbe ihrer Schmerzen lag. Sie war stets gesund gewesen, und um so weniger hatte sie sich eine Vorstellung machen können von der Wucht des Wehenschmerzes, der groß genug wäre, um zu betäuben, aber nie die Erlösung einer Ohnmacht schenkte.

Als sie das Kind trug, hatte sie im Traum seine Geburt erlebt, doch ohne die Schmerzen zu spüren. Und am Morgen war von der Erinnerung daran nicht viel mehr geblieben als der Gedanke, der während des nächsten Traumes wie ein regelmäßiges Hämmern in ihrem Kopf gewesen war: Du kannst hier nicht mehr fort, du kannst dem allem nicht entfliehen, bevor du dem Kind das Leben gegeben hast!

Jetzt, als es wirklich soweit war, verstand sie ihren Traum und seine Bedeutung. Er war nichts anderes gewesen als die Vor-

ahnung von dieser Gewalt, in der sie und das Kind trieben, grausamen, sinnvollen und noch in aller Qual Bewunderung heischenden Gesetzen unterworfen.

In den Wehenpausen nahm sie den Raum wahr, in dem sie lag, wo schon Clemens geboren wurde und sein Bruder. Es war ein Turmzimmer, der Blick ging nach Westen und Süden weit über das Land.

Die Fenster hatten breite Nischen. Das alte Bett aus kostbarem, aber kaum verziertem Teakholz beherrschte den Raum. Es hatte einen Baldachin gehabt, doch Susanne hatte ihn entfernen lassen. Er war unmöglich vollkommen reinzuhalten.

Die Wickelkommode und die Wiege, beide reich mit Schnitzwerk versehen, standen neben dem Holzgestell mit der kleinen Badewanne. Vor den Kamin hatte man einen Wandteppich gehängt, um jeden Windzug abzufangen. Ein paar Armsessel, ein Tisch, den man zur Wand klappen konnte, wenn er im Wege war, ein hoher, sehr alter Leuchter aus gedrehtem Ebenholz, der in den Fußboden eingelassen war – das war alles, mehr Möbel wurden nicht im Geburtszimmer geduldet.

Es gab auch keine Bilder an den Wänden, doch dem Bett der Gebärenden gegenüber, immer vor ihren Augen, stand eine gotische Madonna mit dem Kind auf dem Arm, eine Kostbarkeit aus dem 15. Jahrhundert. Jahrzehnte stand sie oft im Dunkel, ehe wieder für wenige Wochen Licht in den Raum fiel, wenn hier ein Kind geboren wurde und sie mit der süßen Anmut Trost geben durfte, die in der Neigung ihres Kopfes war und in ihren Händen, die das Kind hielten.

Aus den Tagebüchern und den alten Schriften im Archiv wußte Susanne, daß hier die Kinder aller Holtens aus der Stammlinie der Familie geboren wurden, und sie hatte sich dem alten Brauch willig gefügt. Schon in dem abgebrannten, burgartigen Herrenhaus mußte er bestanden haben, denn in einer der ältesten Chroniken wurde bereits das »Gemach, worinnen die Edlen Fraue gebäret«, erwähnt.

Die erste der Frauen, die hier in ihren Schmerzen gelegen hatte, war Denise de Troys selbst gewesen. In ihrem Tagebuch hatte sie geschrieben, daß die Mauern noch feucht gewesen seien, da

der Herbst und der Winter sehr zeitig gekommen wären und man die Bauarbeiten eben erst vollendet hätte.

Sie hatte sich Sorge gemacht, der Kleine könnte sich den Tod holen in der Nässe und Kälte, die in den neuen Wänden saßen und mit denen die Kaminfeuer noch nicht fertig wurden.

Aber er war stark vom ersten Tag an, wohl so hart wie sein Vater, was Sorge ich mich da eigentlich? hatte sie geschrieben, und es lag neben dem Stolz auf das kräftige, schöne Kind Ironie und Verzweiflung in ihren Worten.

Wieder eine Welle des Schmerzes, die Susanne hochreißt, daß sie sich stöhnend bäumt. Alwine sitzt neben ihr, hält ihre Hand, während sie die andere in das Holz der Bettlade verkrampft. Mit ihrem Daumen fährt Alwine sanft und regelmäßig über Susannes Handrücken. Die Hebamme ordnet die Kinderwäsche auf dem Tisch. Der Arzt ist nach unten gegangen, um Clemens etwas Ruhe zu geben, ihm zu sagen, daß alles seinen glatten Verlauf nimmt. Schon dauern die Wehen länger, scheinen überhaupt kein Ende mehr nehmen zu wollen. Dann ist wieder Stille für eine kleine Spanne Zeit.

Es war also auch ein Knabe gewesen, der hier in den noch feuchten Mauern Grandjours als erstes Kind der Denise zur Welt kam. Das alte Haus, in dem seit Generationen stets mehr Söhne als Töchter geboren wurden, schien Susanne der beste Talisman für die Geburt eines Sohnes, den sie sich so sehr ersehnte, weil sie sich kein Mädchen mit den sehr männlichen Zügen von Clemens vorstellen konnte.

Als wenn sie nach der uralten Mystik hoffender Frauen das Kind in ihrem Schoß beeinflussen könnte, hatte sie in den letzten Wochen immer und immer wieder vor dem Bild des Conrad-Wilhelm gestanden, der im Siebenjährigen Krieg gefallen war, und hatte sich Zug um Zug seines Gesichtes so intensiv eingepreßt, daß sie einmal, als Clemens sich über sie beugte, plötzlich sein vertrautes Gesicht ohne Zerstörungen, ohne Narben vor sich sah. Im Verwehen des Sommerabends, als die Sonne, ein glosender Feuerball, schnell der Nacht zusank und der Raum erfüllt war von ihrem roten Licht, wurde das Kind geboren. Es war ein Sohn.

Als man ihn seiner Mutter in den Arm legte, begannen ihre Tränen zu fließen, große, heiße Tropfen des Glücks, denn das Kind trug unverkennbar deutlich und klar die Züge der Holtens. Es hatte einen kleinen Schopf tiefdunklen Haares, glatte, braunrosige Haut, ein kräftiges, schöngeformtes Körperchen. Sein lautes, empörtes Geschrei verstummte plötzlich. Es sah seine Mutter an, als wüßte es bereits, wen es vor sich hatte.

Dann hörte Susanne den Sturmschritt von Clemens auf den knarrenden Stufen der Wendeltreppe.

Später wußte sie, daß sie damals einen jener Augenblicke erlebt hatte, in dem das volle Maß ihrer Liebe und einer noch neuen Seligkeit, die erst seit der Geburt des Kindes in ihr war, sich zusammendrängten.

In ihrer Schwäche wurde sie von der Wucht dieses Gefühls überwältigt, und sie schloß die Augen.

Es ist wunderbar, Kinder zu gebären, dachte sie, ihn wiederzufinden in einem neuen Wesen! Nicht einmal nur, nein, viele Male will ich ihn so wiederhaben, damit ich ihn niemals mehr verlieren kann. Es gibt nichts, gar nichts, was wichtiger wäre, als dafür zu leben, daß er nicht erlischt!

Als sie die Augen öffnete, stand er an ihrem Bett. Nie vorher hatte sie ihn so erregt gesehen und so strahlend, und nie, so schien es ihr in diesem Augenblick, hatte sie die ganze Schrecklichkeit seines Gesichtes, in dem die Narben jetzt wie Feuerbrand flammten, so geliebt.

»Clemens«, sagte sie leise und voll leidenschaftlicher Innigkeit, »es ist so schön, daß du wieder bei mir bist!«

Er kniete jetzt neben ihrem Bett und preßte seine heiße Stirn an ihre kühle kleine Hand. »Susann, mein Geliebtes, du, es war grausam und furchtbar, ja?«

»O Clemens, das sind Ammenmärchen! Es war sogar köstlich, und es lohnt sich. Und wie es sich lohnt! Sieh ihn dir doch an, deinen Sohn, dort drüben in der Wiege wartet er auf dich!«

Aber er dachte noch nicht daran, das zu tun. Plötzlich war die ganze Hilflosigkeit der vergangenen Stunden wieder da neben seinem Glück und seiner Erregung.

»Wenn dir etwas geschehen wäre! Ich habe in den vergangenen

Stunden an Himmel und Hölle gerüttelt! Susann, ich glaube, ein zweites Mal stehe ich das einfach nicht mehr durch!«

»Clemens«, sagte sie, »aber Clemens!«

Dann lächelte sie. »Mein armer Bär du! Du hast ja keine Ahnung von deiner eigenen Tapferkeit! Du wirst sehen, du stehst es tatsächlich noch einmal durch, vielleicht auch noch drei- oder viermal!«

Er küßte mit geschlossenen Augen ihre beiden Hände; dann legte er die Arme um sie, doch so vorsichtig, als sei sie zerbrechlich geworden wie kostbares Porzellan.

Endlich erhob er sich, wandte sich der Wiege zu und betrachtete seinen Sohn mit dem gänzlich unverschleierte Ausdruck von Unbeholfenheit und berstendem Stolz, der Väter beim ersten Blick auf ihren Sohn kennzeichnet.

Susanne erholte sich sehr schnell. Manchmal schloß sie die Augen und überließ sich dem Nacherleben der Geburt mit einer seltsamen Wollust. Worte, die die Hebamme gesprochen hatte, waren dann wieder da, ihr saches Hinundhergehen, die flüsternde, beruhigende Stimme Alwines an der Tür, wenn irgend jemand geklopft hatte, eine kleine, ablenkende Plauderei mit dem Arzt und auch die an- und abfallenden Schmerzen, die sie sich noch sehr klar vorstellen konnte. Doch fühlte sie sie später so, als ob sie die Schmerzen eines anderen Geschöpfes gewesen wären, fern, gedämpft, aber noch vibrierenden Widerhall in ihr weckend. Und allmählich verblaßte jede Erinnerung daran.

Die Tage ihres Wochenbettes genoß Susanne mit ihrer Gabe, die Gegenwart richtig zu leben. Clemens verbrachte jede freie Stunde an ihrem Bett. Zwei Tage hielt er es aus, die Mahlzeiten hastig und gedankenlos in dem großen Eßzimmer einzunehmen, dann gab er Auftrag, den kleinen Tisch neben Susannes Bett künftig auch für ihn zu decken. Sie atmeten beide auf, priesen die abwechslungsreiche Enge ihrer Tafel und einige unvermeidliche Scherben, und der Appetit von Clemens wuchs wieder zusehends.

Wenn Susanne aus einem warmen, erquickenden Tagesschlaf er-

wachte, fand sie Clemens manchmal lesend in einem der Sessel am Fenster. Doch öfter noch saß er ohne jede Beschäftigung bei ihrem Bett, und sie wußte dann, daß er ihrem Schlaf zugeschaut hatte.

Nicht selten überfielen Clemens so intensiv wie nie zuvor Erinnerungen an Kriegserlebnisse und gerade an die kritischsten und unerbittlichsten Situationen, wenn er zusah, wie Susanne seinen kleinen Sohn stillte. Sie standen auf als der schärfste Kontrast zu dem vollkommen zufriedenen Ausdruck des Kleinen, der so klar sein eigenes, wirkliches Gesicht trug; Kontrast zum warmen Schimmer der geliebten Brust zwischen weißen Spitzen und Baptist, zu der leichten Gebärde, mit der Susanne das Kind näher zu sich zog, zu der ganzen so weiblichen Atmosphäre des hellen Raumes, die Generationen von Frauen ihm unauslöschlich aufgeprägt hatten und in der ihm Susanne neu und doch wie immer vollkommen vertraut war. Diese Stunden erschienen ihm als der Inbegriff allen Friedens.

Bald war es nicht mehr wegzuleugnen, daß der Kleine für Alwine wirklich ein Wunderkind war und wohl stets bleiben würde, denn sie wurde alt, und es war nicht anzunehmen, daß gerade Alwine der Versuchung der großmütterlichen Generation widerstehen würde, bedingungslos anzubeten, was ihr noch einmal, vielleicht ein letztes Mal, so jung und so quellfrisch und so hilfsbedürftig geschenkt wurde.

Mitunter hatte der kleine Kerl aber auch außerplanmäßige Wünsche, zwar selten wie Schnee im Süden, doch so stürmisch wie Feuerglocken, und Susanne zögerte nie, sie zu erfüllen. In Zwischenfällen sah sie von jeher die Würze des Alltags.

Wenn sie den Kleinen aus seinem Bettchen hob, verstummte sein vorwurfsvolles, dringliches Geschrei sofort. Wie ein Geierchen schoß er dann auf die Quellen seines süßen Labsals los und trank in großen Zügen. Das Gesichtchen war nun sehr ernsthaft und zielbewußt, und nur neben den geschlossenen Lidern stand noch ein schimmernder kleiner See von Tränen.

Wenn der Kleine dann wieder in seinen Kissen lag, hielt er noch eine Weile die Händchen nach der guten alten Sitte gesunder Babys steil nach oben, bis sie endlich zu beiden Seiten seines

Kopfes zur Ruhe kamen. Doch mitunter arbeitete er nun schon so kräftig herum, daß er die baumwollenen Handschuhe abstreifte, die ihm Alwine in kühlen Nächten überzog. Am Morgen lagen sie irgendwo bei der Wiege, und die Händchen waren kalt.

Diese kleinen Handschuhe ihres Sohnes weckten ein erstes, heißes Erschrecken in Susanne, doch bewahrte sie sie auf, als seine Fäustchen ihnen entwachsen waren. Nicht einmal jetzt wollte es ihr gelingen, ihr Kind vor der Kühle der dämmernden Morgenstunden zu schützen, und so würde wohl alle Kraft der Liebe nicht ausreichen, ihm zu ersparen, die goldenen Äpfel der Erfahrung unter Schmerzen selbst zu pflücken.

Das Kind wurde in der kleinen romanischen Rundkapelle getauft. Es erhielt den Namen Alexander Hubertus nach den Brüdern seiner Eltern. Die Taufe wurde zum Anlaß für das erste große Fest in Grandjour seit mehr als einem Jahrzehnt.

Nicht eines der vielen Gastzimmer blieb leer. Fast die gesamte Dienerschaft von Friedrichshöh war für Tage nach Grandjour übergesiedelt, um »Felix, den Einsiedler«, wie ihn Tante Melanie in liebevollem Spott benannt hatte, zu unterstützen. Sie trugen die alten Livreen, die die letzte Hausdame so vorzüglich eingemottet hatte, daß sie kaum ein paar winzige Löcher zeigten. Die Kutscher, die die Gäste von der Bahn abholten, trugen anstelle ihrer braunen Tuchanzüge die farbenprächtigen alten Kutscherlivreen.

Der große Ballsaal und der Gartensaal öffneten seit langem wieder einmal die Flügeltüren und zeigten im tausendfach gebrochenen Licht der Kristalllüster die ganze Schönheit ihrer Architektur und die verschwenderische Weite ihrer Raummaße.

Der Tag der Taufe war ein Donnerstag. Am Sonnabend fand dann ein Ball statt, der bis zum Morgen dauerte, und am Sonntag fuhr die ganze große Gesellschaft in allen verfügbaren Kutschen, Landauern, Korb- und Kutschierwagen, gefolgt von Wagen mit Eßkörben und zusammenlegbaren Bänken und Tischen, durch den Wald zu einer Lichtung zwischen uralten Eichen und

Rüstern, auf der man schon früher gern große Picknicks abgehalten hatte.

Das Wetter war klar, nicht zu heiß, von einem kühlen Wind durchweht. Die Rosen blühten in verschwenderischer Fülle. Frisch und grün waren die weiten Rasenflächen nach mehreren Regentagen, und das Laub der Bäume im Park war sommerlich dicht. Im Walde draußen mischten sich das Räderrollen und das Prusten der Pferde mit den fröhlichen Stimmen, dem Lachen, dem Duft der Speisen und Weine und den vielfachen Gerüchen aus Erdreich und Gehölzen zu einer Symphonie heiterster Lebenslust.

Susanne war zuerst erstaunt über ihren plötzlich so lebenslustigen und verschwenderischen Mann, aber wenn sie ihm zusah, wie er sich mit den einfachsten Lebensäußerungen ihres kleinen Sohnes beschäftigte, als wären sie unfaßbare Wunder, schien es ihr gar nicht mehr verwunderlich, daß Clemens so überraschende Dinge tat.

Susanne war wieder vollkommen frisch. Die Geburt des Kindes hatte ihre Schönheit vertieft und noch leuchtender gemacht, wie es nicht selten ist in sehr glücklichen Ehen. Sie kam den vielfachen Pflichten einer Herrin Grandjours mit einer Leichtigkeit und einem Scharm nach, die selbst die ältesten und ob der bürgerlichen Herkunft Susannes noch immer etwas schockierten Damen schachmatt setzten.

Am Abend des Balls trug sie zum erstenmal die Brillanten ihrer Schwiegermutter, die am Morgen nach der Ankunft des kleinen Alexander auf ihrem Bett gelegen hatten. Sie tanzte unermüdet bis gegen Morgen, als ob es nicht dieses kleine, lebendige Bündel aus Wärme und weißer Wolle gäbe, das eine knappe Stunde später energisch seine erste Mahlzeit verlangte. Erst nach Mitternacht konnte sie, nun endlich seltener durch ihre Gastgeberpflichten in Anspruch genommen, mit Clemens tanzen, und sie genossen es beide mit so viel glücklicher Gelöstheit, daß der Morgen für sie viel zu schnell heraufdämmerte.

Erst Mitte der Woche verließen die letzten Gäste das Haus, und Susanne saß jetzt täglich einem bedeutenden Porträtmaler aus Berlin zu einem Bild, das später in der Galerie hängen sollte.



Als junger Mann hatte er ihre Schwiegermutter gemalt. Jetzt war er ein alter Herr, der noch bunte Westen und die engröhri- gen Hosen seiner Jugend trug und kleine Füße in glänzenden Lackstiefeletten zierlich wie eine Frau setzte.

Er malte Susanne beim ersten Morgenlicht im kleinen Turm- zimmer. Sie trug den Smaragdschmuck, der damals im Wald nach ihrer Pragueise mit Alexander unter ihrer Serviette gelegen hatte.

Stets benutzte Minouche, ein mausgraues Kind der roten See- jungfrau, diese Gelegenheit, sich schnurrend auf Susannes Schoß zusammenzurollen. Wenn sie das Hineinschlüpfen durch ein länger ausgedehntes nächtliches Abenteuer verpaßt hatte, mauzte sie an der Tür, bis man sie einließ, strich dann buckelnd an der Staffelei herum, beroch interessiert Paletten und Farben, spähte vom Fensterbrett aus nach den Turmseglern, die bei ihrem Nest aus und ein flogen, um endlich den von allen Katzen des Hauses beehrtesten Platz einzunehmen.

Und so malte der alte Mann schließlich Susannes Hände, wie sie schmal, graziös und geschmückt mit kostbaren alten Steinen auf dem schimmernden Fell einer jungen Katze mit taubengrünen Augen ruhten.

Clemens lächelte, als er das Bild zum erstenmal sah. Er lobte den Schöpfer aus voller Überzeugung und sagte später zu Su- sanne:

»Er hat alles meisterhaft erfaßt und wiedergegeben, doch am besten gefallen mir deine Hände auf dem Bild. Minouche kauert da wie ein Sinnbild alles Lebendigen, über das du deine Hände breitest und was unter ihnen so gut gedeiht!«

Die Freifrauen von Holten waren stets noch vor der Geburt des zweiten Kindes für die Galerie gemalt worden. Es war ebenso ungeschriebenes und immer eingehaltenes Gesetz wie das, die Kinder in dem Zimmer mit der gotischen Madonna zur Welt zu bringen. Susanne sagte sich mit heimlicher Belustigung, daß das eine kluge und weitsichtige Vorfahrin verfügt haben mochte und daß wohl aus diesem Grunde die Frauengesichter auf den Bild- nissen alle jung und selbst ohne weitere Schönheiten nie ganz reizlos waren.

Clemens und Susanne saßen im Dämmern unter dem Halbrund, zu dem sich die Pergola nach Osten hin erweiterte. Aus dem Teich im Park stiegen die ersten sanften Nebelschleier und verschwebten über den Wiesen. Hier oben war es noch warm. Unter dem Blätterdach der Hainbuchen fing sich der Duft der späten Rosen, den der Abendwind vom Rosengarten herübertrug.

Der Blick ging über abgeerntete Felder mit ihren hellen Getreidestoppeln, die noch im Dunkel schwach leuchteten. Die Ernte hatte selbst die der Vorjahre übertroffen. In der Ferne war es schon dunstiger. Aus dem Nebel über dem Boden ragte eine Gruppe von Pyramidenpappeln auf, als würden sie von einem grauen Meer getragen.

Die Stimme von Clemens kam aus dem Halbdunkel zu ihr.

»Susann, kennst du das Gefühl«, er zögerte einen Augenblick, »ich weiß nicht, wie ich es eigentlich bezeichnen soll, aber am ehesten vielleicht als eine Art Beklemmung, daß irgend etwas geschehen könnte, weil alles einfach zu vollkommen ist.«

Susanne lauschte dem Klang seiner Stimme nach. Ihre Sinne waren plötzlich hellwach und gespannt. Ihr war zumute, als hätte ihr jemand aus dem Dunkel heraus einen Schlag ins Gesicht versetzt, aber einen, der heilsam war, der die letzte Benommenheit der Angst um ihn zu zerreißen schien, die sie noch immer gefangenhielt und die ihr dann und wann bewußt wurde.

Sie sah plötzlich den Mann in der Jagdhütte vor sich, wie er blitzschnell in die Dämmerung zurücktrat, um sein Gesicht zu verbergen, den Mann, der ihr in der Frühherbstnacht mit kühlen Augen gesagt hatte, daß er um jede Schönheit ihres Körpers wüßte, und der gefeit schien gegen alle Süße ihrer ersten Liebesnacht, das Herz wie ertrunken in Bitterkeit und Hoffnungslosigkeit.

Und dann sah sie den gleichen Mann, dem der alte Dorfpfarrer kürzlich in einem halb ernsthaften Disput vorgeworfen hatte, daß sein Wort bei den Leuten weit mehr galt als seine eigene schönste Sonntagspredigt, der seinen Besitz wie die Zügel seiner Pferde lenkte, mit sensibler Hand und zielsicherer Energie, den Mann, der sie immer wieder aufhob und irgendwohin in seine Welt trug, weil jedes Ding ihm erst lebendig erschien, wenn sie es beide gesehen hatten, der in den Nächten ein Geliebter war

von der köstlichen Kraft und Inbrunst einer wilden Quelle und der zärtlichen Phantasie eines Troubadours – und der ihr gerade gesagt hatte, daß alles vollkommen wäre. Er sah es also gar nicht mehr oder hielt es für nichtig, immer wieder einmal neugierig, mitleidig oder entsetzt angestarrt zu werden!

Sie legte die Wange auf seinen Arm, der um ihre Schulter lag, und ihre Stimme war schwer von Zärtlichkeit, als sie sagte: »Nein, mein Liebster, wir brauchen uns wohl nicht zu sorgen, daß die Vollkommenheit um uns stets groß genug sein wird, um den Neid der Götter zu wecken. Ärger und Sorgen werden so sicher und stetig kommen wie der Regen im November, glaub mir das! Aber wir werden sie wohl alle ertragen können, du und ich, und das allein ist ja wichtig!«

Vom Haus her kam Lichtschein. Er schwang in kleinen Bögen hin und her wie die Laterne eines Schiffes bei ruhiger See. Felix stellte das Windlicht auf eine der steinernen Brüstungen, neben der Hecken von Sommerzypressen wuchsen. Das Grau des verwitterten Gesteins hob blutrot und leuchtend die herbstliche Färbung der Zypressenblätter. Das Licht schlug einen hellen Kreis, der gegen die Dunkelheit stand, die überall aus der warmen Erde, aus dem Strauchwerk und den dichten Kronen der Bäume zu kriechen schien.

Der zweite Sommer, der diesem Jahre folgte, war sehr trocken. Es regnete nach einem mäßig feuchten Mai nur noch wenige Male und völlig unzureichend. Die Gewitter, die während des Sommers niedergingen, brachten nur kurze Regenschauer. Noch ehe die Feuchtigkeit kaum handbreit in den Boden eingedrungen war, brach die Sonne wieder strahlend hinter dem abziehenden Gewölk hervor, löste sie zu Dampf, der weiß über dem harten, rissigen Boden wogte, und hob sie, nun wieder unerreichbar für die durstige Erde, in den erbarmungslos klaren Himmel.

Ende Juli waren die beiden breiten Bäche, die über das Gutsgelände und durch das Dorf liefen, fast ausgetrocknet. In den Häusern war jeder Tropfen Wasser zur Kostbarkeit geworden, in Grandjour nicht anders wie im kleinsten Bauernhaus.

Der einzige, der täglich sein kaum lauwarmes Bad nahm, war der kleine Alexander. Als wüßte er, was für eine Kostbarkeit das bedeutete, war er stets nur unter lauten Protestkundgebungen aus der Wanne herauszubekommen.

Seit das Gesicht des kleinen Alexander sich noch klarer geprägt hatte, war die Ähnlichkeit mit seinem Vater noch überzeugender geworden. Man konnte sie trotz des entstellten Gesichtes erkennen. Das kräftige Kinn, die Stellung der Zähne, die Form des Mundes und des Schädels, die tiefdunklen Augen, die enganliegenden Ohren waren die seines Vaters ebenso wie der Schwung der Wimpern und das dunkle, leichtgewellte Haar, das unter dem kräftigen Protest seines Besitzers schon regelmäßig kurz geschnitten wurde. Als er sicherer lief, zeigte er auch deutlich den Gang seines Vaters, und in Form und Bewegung des schönen kleinen Körpers entdeckte Susanne lächelnd sehr viel Vertrautes und Geliebtes.

Während er für seine Mutter überwältigende Zärtlichkeiten ersann und ihr schon jetzt deutlich eine Art Anbetung zollte, bildete er mit seinem Vater eine gänzlich uneinnehmbare Festung. In innigster Gemeinschaft tummelten sich die beiden in den herrlichsten Männerspielen, oder aber sie strebten sehr ernst und gesammelt, eine kleine Hand sicher in einer sehr großen, ihrem Ziel zu, den Pferdeweiden, einem neugeborenen Kälbchen oder den kleinen Häusern der Gutsarbeiter, unbeirrt davon, daß hinter Grandjourns Mauern Susanne den Kopf schüttelte und Alwine die Hände rang, da es für den jungen Mann längst Zeit zum Schlafengehen war.

In diesem heißen Sommer, in dem das Gebälk der Häuser vor Trockenheit zu krachen schien, sprach man im Dorf manchmal von dem letzten größeren Brand mehrere Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges. Damals waren den Flammen die Scheunen zweier Gehöfte zum Opfer gefallen. Einige der Bauern hatten daraufhin ihr Gehöft gegen Brandschaden versichern lassen, und in der Kirche hatte man ein neues Bild des heiligen Florian aufgestellt. Bisher war auch nichts mehr geschehen. Die Bauern

knurrten regelmäßig, wenn sie jetzt, nachdem sich das Geld wieder stabilisiert hatte, die jährliche Versicherungssumme abführen mußten.

Wenn die Ernte im Gang ist, bedeutet ein Dorf eine leere, schutzlose Ansammlung von Häusern. Der Hofhund ist wohl da, aber außer den Alten, deren Gehör nicht selten schon recht schwach und unsicher ist, niemand, der auf sein Knurren und Bellen aufmerksam werden könnte. Vielleicht liegt irgendwo eine Wöchnerin, die das kostspielige Pech hatte, gerade in der Erntezeit entbunden zu werden, wo jede Hand so dringend gebraucht wird.

Die Schulkinder haben Ernteferien, und selbst die Kleinsten sind mit auf den Feldern. Sie liegen auf einem Stück Leinenzeug oder einer sauberen alten Schürze hinter einer schattigen Hecke neben den Flaschen mit kaltem Kaffee und den blätterbedeckten Paketen mit Butterschnitten. Sie spielen mit den Blüten und Blättern der Äste und greifen nach den summenden Fliegen.

In den Ruhepausen kommen die Mütter und stillen sie. Während der harten, heißen Arbeit ist die Milch prall und drängend eingeschossen. Sehr weiß leuchten die vollen Brüste neben dem tiefen Braun der Arme und des Halses.

Schon ist ein Teil der Ernte sicher in den Scheunen. In wenigen Wochen werden auch Kartoffeln, Rüben und Flachs eingefahren sein, und die ruhige Zeit wird beginnen. Das Geld hat wieder seinen Wert; man wird in die Stadt fahren, um sich diesen und jenen langgehegten Wunsch zu erfüllen. Die Ernte ist immerhin noch besser, als man gefürchtet hatte, wenn sie auch zu wünschen übrigläßt. Aber es ist selten, daß eine solche Dürre zwei Jahre hintereinander kommt. Vielleicht ist das nächste ein besonders gutes Jahr!

Mitten in der Erntezeit des zeitigen Nachmittags, bei der schlimmsten und zermürbendsten Hitze, kommt vom Dorf her eine furchtbare Nachricht. Die alten Leute, die endlich herausgekeucht sind, bringen sie, die Pfarrersköchin, die Lehrersfrau. Ein Hofhund, der sich losgerissen hat, kriecht winselnd und jaulend vor den Füßen seines Herrn herum. Es brennt im Dorf! Es brennt nicht nur in einem Gehöft, sondern an allen Ecken und Enden!

Bis zu den entlegensten Feldern dringt die grausame Nachricht. Die Männer peitschen auf die Pferde ein, sie rasen mit halbgeladenen Wagen auf das Dorf zu. Aber sie können nicht mehr heran, denn es ist ein einziges Meer von Rauch, Flammen, Funkenflug und windgepeitschten Hitzewogen. Die Landstraße, in die die Feldwege münden, ist verstopft von Wagen, schäumenden Pferden, jammernden Frauen mit schreienden Kindern und den Männern mit den verbissenen Gesichtern, hinter denen sich die blanke Hilflosigkeit versteckt.

Denn sie sind hilflos. Das Spritzenhaus steht inmitten des Flammenmeeres, gleich neben der Kirche. Schon schlagen die Feuerwolken aus den Turmfenstern, die gewundene Treppe, die hinaufführt, muß bereits brennen. Es würde auch nichts nützen, wenn man die Schläuche herausholen könnte, denn es gibt keinen Tropfen Wasser für sie. Die breiten Bäche sind nur noch ein schlammiges Geriesel.

Trotzdem stürzen sich einige Männer in den Rauch- und Flammendunst, mehr tollkühn als überlegt. Sie entschwinden den Augen der Zurückbleibenden. Einer von ihnen wird bald darauf wieder herausgetragen. Ein brennender Balken ist von einem der Häuser heruntergekracht und hat ihn schwer an Bein und Oberschenkel verletzt.

Der Helbigbauer spannt eins seiner Pferde aus, schwingt sich auf seinen Rücken; im Galopp erreicht er das nächste Dorf. Sinnlos, was er tut, denn es gibt dort auch kein Wasser, und wie sollte man es auch herüberbringen? Er findet nur ein leeres Dorf, wie das ihre war. Alle sind draußen bei der Ernte.

Von einem der entfernten Felder kommt jetzt ein Wagen. Der schwere Kaltblüter davor wankt nur noch, stolpert über jede Unebenheit. Die Zunge hängt ihm aus dem Hals. Er ist vollkommen bedeckt mit weißlichem Schaum. Er wird verenden, wenn er nur noch wenige Schritte so weitergaloppieren muß. Eine junge Frau steht aufrecht hinter dem Mann mit der erbarmungslosen Peitsche. Sie starrt mit weit offenen Augen auf das brennende Dorf, dann schreit sie plötzlich auf, so entsetzlich, daß der Schrei alles andere übertönt. Sie sinkt zusammen auf das Getreide. Der Mann an ihrer Seite wird nun totenblaß.

Nicht lange danach wissen es alle: Der Willi, ihr kleiner Junge von acht Monaten, hat heute nacht erbrochen. Man hat ihn zu Hause gelassen, er sollte heute nur Tee bekommen. Im Hause ist nur die Großmutter. Sie ist gelähmt, kann sich nur noch mühsam in einem alten zerbrechlichen Rollstuhl von einer Stubenecke zur anderen schieben.

Man versucht, der jungen Frau Mut zuzusprechen, vergißt für Sekunden das eigene Unglück. Die Alte wird sicher herausgekommen sein, wird irgendwo am Waldrand auf der gegenüberliegenden Seite mit dem Kinde warten. Später weiß man, daß das Feuer sich so rasend schnell ausgebreitet hat, daß die alte Frau und der Kleine verbrannt sind.

Von der anderen Seite des Dorfes versuchen die Gutsarbeiter mit den Feuerlöschgeräten des Gutes den Parkteich anzuzapfen. Es gelingt, sie können eines der abgelegenen Gehöfte retten, das Wohnhaus eines anderen nicht mehr.

Als der Abend kommt, ist dort, wo das Dorf stand, nichts mehr als leere Mauern und der beißende Geruch nach verbranntem Holz, Qualm, Trümmern, versengtem Fleisch. Schwer hängt er in der Luft, und darüber steht ein wolkenlos blauer, heiterer, unberührter Himmel.

Drei Gehöfte stehen noch, ein paar Häuslerkaten am Wald und die Schule auf dem Berg. Die zusammengedrängten Menschen besitzen nichts mehr als ihr Land, das Vieh, das auf den Koppeln stand, den Rest einer mittelmäßigen Ernte, Pferd und Wagen und ein paar alte Fetzen auf dem Leib, die man zur Erntezeit aus der Truhe geholt hat, um das gewöhnliche Arbeitszeug zu schonen.

Die Nacht wird bald kommen. Die Menschen sind noch stumpf vor Schmerz, doch die Frauen, die kleine Kinder haben, beginnen daran zu denken, wo sie heute bleiben werden, wenn die Nacht hereinbricht. Dann ist der Gutsherr unter ihnen. Die Wagenkolonne setzt sich in Bewegung, langsam, sehr langsam.

Um zum Gut zu kommen, müssen sie durch das Dorf fahren, vorbei an den rauchenden Trümmern ihrer Häuser, über denen der beißende, furchtbare, ekelerregende Geruch des Brandes liegt. Die Gesichter der Frauen sind vom Weinen geschwollen, die der

Männer rußgeschwärzt, verbissen und kantig. Jetzt, wo endgültig alles verloren ist, sprechen sie kein Wort mehr.

Die Pferde schnauben vor Angst, sie sperren sich, als sie das verbrannte Fleisch der Tiere wittern. Man kann das Weiße ihrer Augen sehen, blutunterlaufen. Sie müssen mit der Peitsche vorwärts getrieben werden.

Susanne steht mit dem Inspektor vor dem Tor des Gutshofes. Zum erstenmal wird ihr voll bewußt, wie schwer es sein kann, die Herrin Grandjourns zu sein. Sie weiß, wie viele Menschen Trost und Rat von ihr erwarten, und sie weiß vor allem, daß alles, was sie schon vorbereitet haben und noch tun werden, nur ein Tropfen auf einen heißen Stein bedeuten kann, nicht mehr.

Als der langsame, traurige Zug den Berg herauf auf sie zukommt, fallen ihr plötzlich die alten Chroniken ein aus alter Zeit, als Grandjour noch stark befestigt war. Die Vorfahren dieser Bauern waren wohl fast alle Leibeigene. Dreimal in der Woche mußten sie auf den Holtenschen Feldern Frondienste leisten, und der Zehnte von allem, was sie erarbeiteten, gehörte dem Feudalherrn.

Aber der Herrschaftssitz bedeutete auch Schutz und Schirm, und auch damals hatten wohl die Bauernkolonnen mit ihrer tragbaren Habe diesen Berg erklimmen, wenn Gefahr drohte.

Wie eine Vision aus längst vergangener Zeit erscheint ihr einen Augenblick der lange Zug, der sich langsam näher schiebt. Sie denkt, daß sie alles tun möchte, so wie Clemens es tut, um jenes alte und im letzten Sinne ritterliche Gesetz zu erfüllen, Schutz und Hilfe in Gefahr zu gewähren.

Dann ist der Gutshof voller Wagen und Menschen. Die Pferde werden ausgespannt und in die Ställe gebracht. Schon geht das Leben unerbittlich weiter. Auf den Viehkoppeln schreien dumpf die Kühe. Ihre Euter strotzen, längst ist die abendliche Melkzeit überschritten. Den Bauern fällt ein, daß sie nicht einmal Milchgeschirre haben. Soll die Milch im Grase verrinnen? Einer der Guttschweizer verteilt Eimer und Kannen für die Milch, doch es sind nicht genug da für alle.

Dann essen sie in den großen Leutestuben, die doch nicht für alle auf einmal ausreichen. So essen sie in Schüben, was Susanne



kochen ließ. Sie spüren plötzlich Hunger und grenzenlosen Durst. Dann überfällt sie die Müdigkeit, und sie finden für kurze Stunden Vergessen auf den Strohlagern, im Inspektorenhaus, in den Gastzimmern und Sälen Grandjours.

Mit Clemens, dem Inspektor Rimpach, Alwine, der alten Wehmann und der Leuteköchin blieb Susanne fast die ganze Nacht wach. Es gab so viel zu besprechen und festzulegen, die Verpflegung der Bauernfamilien, die Verteilung in die einzelnen Quartiere, im Haus und auf dem Hof. Zunächst mußten fast alle in Grandjour bleiben, sie konnten nicht täglich von entfernten Gütern und Dörfern zu ihren Feldern fahren. Es schien jetzt fast ein Segen, daß die Ernte nicht so üppig war. So würden vielleicht die riesigen Speicher und Scheunen des Gutes ausreichen, um auch die Ernte der Bauern zu bergen.

Schon am nächsten Morgen waren alle wieder auf den Feldern draußen. Wie zum Hohn schien das Wetter jetzt umschlagen zu wollen. Der uralte Trieb, die Ernte einzubringen, drängte für Tage alles andere in den Hintergrund. Dann kam der monatelang ersehnte Regen. Er war noch gut für Kartoffeln und Rüben.

Und dann war der Winter da, zeitig, hart. Und mit ihm kam das trostlose Grübeln für die Abgebrannten. Ein Teil der Bauernfamilien zog nun zu Verwandten in die Nachbardörfer, aber viele blieben in Grandjour. Dort lag auch der größte Teil der Ernte der Dorfbewohner neben der des Gutes, die Ställe waren bis zum äußersten voll mit Vieh und Pferden. Die Schweine und das Kleinvieh waren zum größten Teil verbrannt, nur von den Hühnern hatten sich seltsamerweise einige gerettet, und was nicht Fuchs und Marder inzwischen zum Opfer gefallen war, hatte man in den Wäldern wiederfinden können.

Susanne war sehr bald der Mittelpunkt dieser Menschen. Sie war oft bei ihnen, kannte jeden, munterte hier auf, schlichtete dort den schnell aufgeflammt Streit zwischen zwei Unzufriedenen. Sie spürte, daß man sie liebte, und merkte mit Erstaunen, daß man ihr die Worte fast vom Munde las.

Während dieser Zeit fiel ihr ein, daß sie manchmal beobachtet hatte, wie die alten Leute im Dorf die Mützen zogen und mit tief geneigtem Kopf stehenblieben, selbst wenn einer der herrschaftlichen Wagen leer vorüberrollte. Schon der freiherrliche Besitz war Grund, seine Ehrerbietung für die jahrhundertealte Herrschaft der Holtens zu zeigen.

Damals hatte das in ihr ein fremdes, peinliches Gefühl geweckt, nichts sonst. Heute war sie froh darüber und sah diese Dinge mit anderen Augen. Denn wohl nur durch die Ergebenheit der Leute fanden ihre Worte so viel Bereitschaft und aufrichtige, neidlose Dankbarkeit. In diesen Menschen mit ihrem unverbildeten Gefühl schien nicht eine Erinnerung an verhaßten Zwang und Ausbeutung zu herrschen, sondern vielmehr die an die oft bewährte Stärke einer wirklichen Gemeinschaft, die weniger nach Besitz und Rang wertet als nach der Willigkeit des einzelnen, hilfreich zu sein und dem Ganzen zu nützen.

Susanne glaubte durch die Erfahrungen dieses Winters zu spüren, daß hier jahrhundertlang menschliche Beziehungen dieser Art hoch und niedrig verbunden hatten, und sie ahnte, daß dabei die Holtens eine hervorragende Rolle gespielt hatten. Sie sagte sich ohne Illusionen, daß ein solcher Idealzustand wohl sehr selten war, aber da Clemens voller Selbstverständlichkeit die Not der anderen zu seiner eigenen machte und ihr selbst alles, was diese Situation forderte, so leichtfiel, hielt sie ihn durchaus für möglich.

Sie versuchte zu geben, was sie konnte, kräftige, gute Mahlzeiten, Kleidung, Leinenzeug. Sie griff tief in Grandjours reichgefüllte Truhen und Schränke. Tante Melanie unterstützte sie.

An den Winterabenden, wenn der Sturm die kahlen Äste der Bäume peitschte, saßen die Frauen, unter ihnen Susanne, um die großen Kachelöfen in den Leutestuben und spannen. Clemens hatte ihnen einen guten Teil der letzten Schafschur zur Verfügung gestellt. Susannes Gegenwart verbreitete Behaglichkeit und Freude. Auch Clemens und die Männer saßen oft dabei, und die meisten vergaßen für Stunden ihre Heimatlosigkeit und fühlten sich geborgen.

Am Tage tappelte stets der kleine Alexander hinter seiner Mut-

ter her. Er fand sehr bald Vergnügen daran, so viele Spielkameraden in den kleinen Bauernkindern zu haben. Susanne richtete schließlich zwei Zimmer als Kinderspielzimmer ein. Drei der jüngeren Frauen betreuten die Kinder nun von morgens bis abends. Sie liefen nicht mehr ungeduldig und oft genug plärrend ihren versorgten Müttern nach, und es herrschte Ruhe und Ordnung.

Im November klärte sich die Ursache des Brandes. Von vornherein dachte man an Brandstiftung, denn die wenigen Leute im Dorf hatten beobachtet, wie der Brand kurz hintereinander an mehreren Stellen aufgeflammt war und sofort mit rasender Schnelligkeit um sich gegriffen hatte. Aber erst als ein tobender Mann in eine Breslauer Nervenklinik eingeliefert wurde, stellte es sich heraus, daß er der Brandstifter war.

Diesen Mann kannte jeder im Dorf. Nach Kriegsende war er plötzlich dort aufgetaucht und hatte bei einem der Bauern Arbeit genommen. Im Laufe der Zeit erfuhr man von ihm, daß er bei Verdun Gehirnverletzungen erlitten hatte, und er erzählte oft und breitschweifig, wie viele Granatsplitter man aus seinem Schädel entfernt und wie man ihn dann wieder zusammengeflickt hatte. Er erzählte laut, prahlerisch und aufdringlich, wie auch seine sonstige Art war, doch ließ man ihn zunächst gewähren und war nachsichtig mit ihm.

Allmählich aber wurde er so dreist und streitsüchtig, daß man ihn von Gehöft zu Gehöft weitergab. Im Frühling dieses Jahres war dann endlich auch dem letzten seiner Brotgeber die Geduld gerissen, und er hatte das Dorf verlassen müssen. Er tat es unter Drohungen und Verwünschungen, doch niemand hatte sein Gerede ernst genommen.

Ein halbes Jahr später rächte er sich mit der ganzen Schlauheit und Hemmungslosigkeit, die ihm seit den gewaltsamen Veränderungen des Gehirns eigen war. Als man seine Vorgeschichte verfolgte, stellte sich heraus, daß er vor seiner Verwundung ein stiller, bescheidener und freundlicher Mensch gewesen war.

Clemens führte für die Sache der Bauern eine rege Korrespondenz nach vielen Seiten. Er ließ alle seine persönlichen Beziehungen spielen. Doch seine Bemühungen erbrachten nur einen geringen Teil des Notwendigen. Die Regierungsstellen erklärten sich für unfähig, in diesen schwierigen Nachkriegsjahren Hilfe in so großem Umfange zu leisten. Warum waren beinahe alle Bauern nicht versichert gewesen? Sie müßten nun selbst sehen, wie sie aus der Affäre herauskämen. Die Schuld an dem Elend trüge allein die übliche Rückständigkeit der Bauern, die mit dem Pfennig knauserten und in dem alten Grundsatz erstarrt seien: »Warum soll ich mich versichern lassen, mein Vater hat es auch nicht getan!«

Clemens dachte daran, daß er ihnen das selbst oft genug gesagt hatte. Doch er verstand die Mentalität seiner Bauern besser: jeder Pfennig wurde in so bitterschwerer Arbeit verdient.

Wohl trafen Spenden aus dem weiten, von Clemens alarmierten Kreis seiner Verwandten und Freunde ein. Schulklassen hatten für den Wiederaufbau des Dorfes gesammelt, Frauenvereine und vor allem die Quäker schickten Kleidung und Wäsche. Das blieb aber auch alles. Die Zeit ging auch darüber hinweg, und alle, die nicht betroffen waren, vergaßen diese Ereignisse bald.

In diesem Winter schienen sich die Schatten über Grandjour zu verdichten. Im Spätherbst starb Tante Melanie. Der Diener Antonius bekam keine Antwort, als er sie wie gewöhnlich mit einem dreimaligen Klopfen an die Tür ihres Schlafzimmers wecken wollte. Als die Zofe hineinging, fand sie die Baronin tot in ihrem Bett, auf den ersten Blick nur friedlich schlafend.

Dr. Beerwein stellte Herzschlag fest. Beinahe hatte er es erwartet, denn in den letzten Monaten war der Blutdruck der Baronin erschreckend hoch gestiegen und keiner Diät und keinem Medikament auch nur um eine Winzigkeit gewichen. Sie mußte noch vor Mitternacht ganz friedlich hinübergegangen sein.

Schon seit langem, eigentlich seit der Geburt des kleinen Alexander, war sie nicht mehr so rüstig gewesen. Der Verfall war ganz unerwartet gekommen. Sie hatte plötzlich stundenlang an dem Bett des Kleinen sitzen können, ohne nach einer anderen Beschäftigung zu verlangen als nach einer feinen Seidenstickerei,

die sie aber nach wenigen Stichen stets wieder sinken ließ. Vor allem für Clemens, der seine sehr aktive Tante schon so lange und so genau kannte, war das ein erschreckendes Omen gewesen.

Als Susanne und Clemens an dem Totenbett standen, schien das Gesicht der Toten ihnen merkwürdig verändert, und sie sprachen flüsternd davon.

Sie ähnelte jetzt wieder der jungen Melanie und deutlich ihrer schönen Großmutter Henriette. Der Tod zeigte den vollen Adel ihres Antlitzes. Die Nase war wie gemeißelt, fein und kraftvoll zugleich. Die Nasenflügel schienen rosig und durchsichtig wie kostbares Porzellan. Vom letzten schweren Atemzug waren sie ein wenig gebläht, und das nahm dem Gesicht jede Starre. Das Kinn war noch kaum zurückgesunken, und der Bogen des Mundes über den bis in ihr hohes Alter gesunden und schönen Zähnen wirkte zart und lebendig, und ihr Spott und ihre Güte schienen noch darin zu leben.

Die schwarze Fahne wehte von der Kuppel des Schlosses. Clemens als ihr nächster Blutsverwandter und Susanne empfingen die riesige Menge der Gäste. Nach einer fast vierstündigen Trauerzeremonie wurde der Sarg in die Familiengruft der Freiherrn von Rettwitz hinabgelassen.

Noch vor Weihnachten war die Testamentseröffnung. Friedrichshöh galt als einer der reichsten und bestfundierten Besitze im weiten Umkreis. Er fiel im großen ganzen an einen Neffen aus der Erblinie des Barons, einen sichtlich bis in die Knochen degenerierten jungen Mann. Aber auch er würde immerhin einige Zeit brauchen, bis er den herrlichen Besitz ruiniert haben würde. Daß ihm das allerdings, wenn nicht ein Wunder geschah, eines Tages gelingen würde, stand für Erfahrene fest.

Aber Tante Melanie besaß auch ihr Privatvermögen, zu dem in einer ritterlich-dankbaren Anwandlung des Barons nach der Geburt ihres Sohnes Anteile an den Rettwitzschen Bergwerken in Oberschlesien und im Waldenburger Bergland gekommen waren.

Die Baronin hatte niemanden aus ihrem Verwandtenkreis vergessen, die zahlreiche Dienerschaft wurde großzügig bedacht, die ältesten und Fräulein Anette bis zum Ende ihres Lebens. Das

Testament enthielt auch die Bitte an Susanne, Antonius, solange er arbeiten wolle, in Grandjour zu behalten, da er einmal diesen Wunsch geäußert hätte.

Dann folgten Spenden für wohltätige Zwecke, doch den größten Teil ihres Vermögens und die Bergwerksanteile in Oberschlesien und Waldenburg erbte Clemens. Ihr persönlicher Besitz, zu dem ihr kostbarer Schmuck gehörte, das Auto, ihre beiden Windhunde, mehrere ihrer schönsten Pferde, ging an Susanne.

In einem Brief, der dem Testament beilag, sagte sie Susanne und Clemens, daß sie ihr lieb geworden seien wie eigene Kinder und daß es ihr größter Wunsch gewesen wäre, ihnen Friedrichshöh zu übergeben. Sie wußten, daß der Neffe ihr stets ein Dorn im Auge gewesen war, langsam träufelndes, verzehrendes Gift ihrer letzten Jahre. Auch eine weniger gute Menschenkennerin, wie sie es war, hätte wohl gesehen, daß es letzten Endes sinnlos war, für eine solche Erbfolge den Besitz instand zu halten.

Zum letztenmal gingen Clemens und Susanne durch die weiten Räume des Schlosses. Sie würden auch jetzt noch manchmal zu Gast hier sein, aber niemals mehr würden sie zurückkehren können nach dem alten Friedrichshöh.

»Verwitterte Mauern«, sagte Clemens, als sie das Schloß verließen und auf den wartenden Wagen zgingen, »die allein der junggebliebene Geist einer alten Frau aufrecht hielt. Jetzt dürfte sie nichts mehr vor dem Zusammenstürzen retten! Es sei denn, der glückliche Erbe käme auf die Idee, eine gesunde Kuhmagd zu ehelichen, deren Blut noch so sämig ist, daß die nächste Generation trotz des verwässerten väterlichen Anteils wieder kampfkraftig wird. Aber ich schätze, unser Vetter wird sich nicht so echauffieren!«

Es war nicht selten, daß kurz vor Frühlingsbeginn noch einmal härteste Kälte einbrach. Doch unbeirrt wuchsen die Stunden des Tages, und die Schneestürme tanzten jauchzend und heulend vor Horizonten des Lichtes.

An einem Nachmittag der letzten Februarwoche fuhren Susanne und Clemens mit den Schlitten, die das Heu zu den Wildfutter-

stellen brachten, in die Wälder. Zwischen ihnen, die Pelzhaube über den Ohren, saß Alexander. Seine dunklen Augen lachten und blitzten vor Eifer und Freude. In den kleinen Fäusten hielt er die Zügel der frommen Pferde, die auf wohlbekanntem Wegen gleichmäßig dahinstapften.

Die Schneedecke war verharscht; neben den Fährten trug sie winzige Spuren von Blut. Wo das Wild in der dünnen Harschdecke durchgebrochen war, hatte das Eis die Läufe verletzt. Trotz aller Vorsorge fiel immer wieder einmal ein Stück Wild und stand nicht mehr auf, und das Raubzeug hatte einen gesegneten Tisch und prachtvolle Bälge. Tag und Nacht fegte der Wind über die eisklirrenden Schneeweiten und sang unablässig in den Kaminen.

Am Abend dieses Tages saßen Susanne und Clemens in der Bibliothek. Im Eßzimmer, in der Halle, hier in der Bibliothek wurden stets die offenen Feuer entzündet. Neben dem englischen Sofa, auf dem Susanne saß, standen Kiefernzweige in einer hohen Vase. Die Wärme des Feuers löste ihren Harzduft. Felix kam herein, stellte Genever und eine Schale mit Salz- und Käsegebäck auf ein niedriges Tischchen neben Susanne. Er fragte, ob die Herrschaften noch Wünsche hätten. »Nein, danke, Felix! Gute Nacht!«

Er verbeugte sich, wünschte ebenfalls eine gute Nacht und ging hinaus.

Clemens wanderte schon eine gute Viertelstunde hinter Susanne auf und ab. Er mußte jedesmal einen kleinen Kreis um Cassio schlagen, einen von Tante Melanies alten Barsois, der dort auf dem Teppich eingeschlafen war, und er tat es stets ganz abwesend. Susanne ahnte, daß ihn seit Tagen, wenn nicht Wochen, irgend etwas beschäftigte, aber sie war zu sicher, daß er es ihr im richtigen Moment sagen würde, um ihn mit Fragen zu bedrängen.

Seit dem langwierigen Glimmen ihres ersten Ehezwistes um die Vermietung des Herrenhauses wußte sie, daß es in jedem, auch in dem geliebtesten und vertrautesten Mann eine Festung gibt, die um so uneinnehmbarer wird, je leidenschaftlicher eine Frau versucht, dort einzudringen. Ihre Klugheit und ihre Liebe hatten

ihr geraten, nichts anderes zu tun, als das Vorhandensein dieser Festung zur Kenntnis zu nehmen und Clemens ungestört darin wandeln zu lassen als würdigen Nachfahren des Mannes, wie er vor der Erschaffung Evas war. Und derselbe Engel instinktsicherer Klugheit hatte sie auch vor dem landläufigen und oft so folgenschweren Irrtum bewahrt, ein Mann könne je irgendeiner anderen Frau die Tore dieser Urfestung öffnen.

Doch sie hatte auch gelernt, die Kostbarkeit zu schätzen, die selbst ein winziges Geschenk aus diesen geheimsten Bezirken des männlichen Wesens darstellt.

Sie legte das Buch neben sich. Es glitt herab und blieb auf dem Boden aufgeschlagen liegen. Sie zog nun auch die Füße auf das Polster, die in den schon recht abgetragenen Fuchspelzschuhchen aus der Jagdhütte steckten, und legte das Kinn in die verschränkten Arme auf die Seitenlehne des Sofas.

»Wie behaglich es ist, Clemens! Ist es dir recht, wenn ich das Licht lösche?«

»Natürlich, tu das nur, Susann!«

Sie sann über das Gelesene nach. Der französische Moralist La Bruyère schilderte das Hofleben des 17. Jahrhunderts mit unbestechlicher Objektivität, die aber in ihrer Wahrhaftigkeit allein schon zur Aggression wurde.

Ohne wirklich wahrzunehmen, ruhten ihre Augen auf den prachtvollen Intarsien aus Ebenholz mit Elfenbein, die einen breiten Halbkreis um das Kamingitter bildeten. Sie war so versunken, daß sie erst nach einer Weile merkte, daß Clemens hinter ihr stehengeblieben war, die Arme auf die Lehne des Sofas gestützt.

»Susann, ich schlage mich da seit Tagen mit einem Projekt herum, das dir vielleicht etwas absonderlich, wenn nicht überhaupt total verrückt erscheinen wird.«

»Ich spüre es schon lange, Clemens. Was ist es? Wirklich eine so tolle Geschichte?«

»Es könnte dir so erscheinen. Ich denke nämlich daran, die abgebrannten Häuser der Bauern vom Erbteil Tante Melanies wieder neu erstehen zu lassen. Und da es für sie kaum von sehr großem Nutzen wäre, wenn sie Jahr um Jahr Häuser und



Scheunen abbezahlen müßten, möchte ich, daß die Neubauten von vornherein ihr Eigentum sind.«

Sie richtete sich auf, in ihren Augen war fassungsloses Erstauen.

»Clemens, ist das dein Ernst? Wie kommst du auf diesen Gedanken?«

Er ging wieder auf und ab, langsamer jetzt. Er sah auf den Weg, den seine Füße nahmen, als müsse er ihn immer von neuem entdecken. Er sprach ohne Hast, fast schwer:

»Susann, du weißt, was mir Grandjour bedeutet. Ich werde mein Leben lang dafür arbeiten, sehr viel härter als jetzt, wenn es notwendig sein sollte. Aber ich möchte so weit kommen, daß ich bleibe, was ich jetzt bin, auch wenn ich den Besitz einmal verlieren müßte aus irgendeinem Grunde.«

Er hörte mit dem Herumwandern auf und setzte sich ihr gegenüber, den Oberkörper vorgebeugt, die Arme auf die Knie gelegt.

»Susanne, es gab eine Zeit, in der ich abhängig war von dem zerstörten Gesicht. Dann kamst du und heiltest das. Ich war auch sehr lange noch nicht frei von Wünschen nach allem, was der verlorene Krieg verändert und unwiederbringlich genommen hat: das Regiment, die Kameraden, das Leben auf den Rennplätzen, das Faszinierende einer Nacht am Spieltisch mit ihren fiebrigen Folgen, die glänzenden Jagden, das leichte Abenteuer mit Frauen neben den anderen vielen Dingen, denen das erregende Fluidum einer Welt anhaftete, die uns zu Füßen lag.

Diese Wünsche haben jede Kraft verloren, seit ich Grandjour wirklich zu besitzen glaube, nicht nur durch eine zufällige Erbfolge auf die bestmögliche und bequemste Weise davon zu leben versuche. Aber ich könnte mir denken, daß einmal ein Tag kommt, an dem ich aus irgendeinem Grunde das verliere, wofür ich jetzt arbeite und manchmal sogar schufte, eben dieses ganze Grandjour.«

Er schüttelte den Kopf, als er ihren fragenden Blick mit einem Schimmer von Erschrecken sah.

»Nein, Susann, das meine ich nicht, und darin werde ich dich auch nie belügen. Der Besitz steht heute nach menschlichem Ermessen auf sicheren Füßen. Aus dem zerbröckelnden Gebilde ist

ein Mustergut geworden. Was ich auch anging, Susann, stets gelang es besser, als ich zu hoffen wagte.

Es ist nichts Konkretes, was ich da anschneide, jedenfalls nichts für uns Konkretes, aber es ist nun einmal seit Jahrtausenden das Schicksal der Menschheit gewesen, aus völlig unwahrscheinlichen Gründen eines Tages zu verlieren, was sie oder ihre Vorfahren erarbeitet haben. Schlesien ist ein Grenzland; ein neuer Krieg zum Beispiel, so absurd der Gedanke im Augenblick noch erscheint, könnte ungeahnte Umwälzungen bringen.

Doch gleichgültig, was der Anlaß sein würde: Man sollte dann einfach so weit sein, daß man nicht erst nach Werten ringen muß, die das Verlorene ersetzen sollen. Es ist besser, die gute Zeit zu nutzen, um sich Werte zu schaffen und Dinge zu erlernen, die keine Katastrophe nehmen kann. Immer sind wir alle wie die Ameisen so emsig bemüht, die Schränke zu füllen und unsere Häuser zu erweitern, als wüßten wir nicht sehr genau, daß es Mottenfraß und eine Unmenge von lauernden Mächten gibt, die mit den dicksten Mauern wie mit Pulverschnee fertig werden!«

»Welche Werte, Clemens?«

»Es gibt wohl nur einen absoluten Wert in dieser Welt ruhelos steigender und fallender Werte, nur ein einziges Ziel, das nicht zu zerrinnen beginnt, wenn man es erreicht hat: Gottes eigenen Atem aufzuspüren, in sich selbst, aber auch in jedem anderen Menschen! Allem Lebendigen so zu begegnen, als berühre man Gott selbst; nicht dieses flammende Götzenbild mancher Propheten, Susann, das außerhalb unserer Dimensionen ein unbegreifliches, majestätisches Dasein führt und uns vollkommen allein läßt, sondern Gott in der grenzenlosen Vielfalt seiner Gestalt, die nichts von ihrer beherrschenden Größe verliert, auch wenn sie in ungezählten Wesen atmet, und die in unserem eigenen Denken und Fühlen zum Ich verdichtet wurde.

Ein utopisches Ziel, klingende Worte, sich in Nebel lösend, wenn der Alltag fordernd da ist? Nein, Susann, nichts kann so vollkommen alle Probleme des praktischen Lebens lösen. Es ist ein Ziel, das Kräfte weckt, um Berge zu versetzen und Meere zu füllen! Und es gibt Frieden.

Als Junge glaubte ich in Frater Pauls Klause den Frieden auch

für mich zu finden, und unbewußt lebte später als ewig treibende Unruhe stets das Wissen in mir, diesen Frieden der Meditation nie finden zu können. Aber Frieden ist nicht Meditation, für mich jedenfalls nicht, Susann. Heute glaube ich, den Frieden gefunden zu haben: Er ist tätiges Leben, das ganz einfache Leben mit seiner Unzahl von Ansprüchen und Forderungen, beherrscht von dem Gesetz der Erkenntnis Gottes in allem, was atmet, und es ist ein Leben, das alle diese drängenden Kräfte bis zum letzten braucht.«

Er schwieg einen Augenblick. Dann sagte er:

»Vielleicht verstehst du erst jetzt meinen Entschluß wirklich, Susanne, er ist nur Teil eines Ganzen, denn mitunter habe ich das Gefühl, daß trotz aller Kriege, trotz Streit und Haß die Menschheit im Grunde nur deshalb noch besteht, weil Gott den Weg zu ihm sozusagen mit dem lieben Nächsten gepflastert hat!«

Er stand auf. Er lächelte leicht. Seine Stimme war jetzt wieder ruhig, und die leichte Ironie schwang mit, die Susanne so vertraut war:

»Die Philosophie eines alten Knaben, Susann, noch immer oder schon wieder naiv genug, die Welt verbessern zu wollen, so kann man das natürlich auch nennen, oder auch die Philosophie eines alten Sünders, der sich schließlich doch noch mit Gewalt in den Himmel schmuggeln möchte!«

Er stand jetzt am Kamin. Der Schein der Flammen lief zuckend an ihm empor, bis zu seinen Händen hinauf; nur das Gesicht blieb im Dunkel. Von der schweren Schneelast des Daches löste sich eine Wächte und schlug nahe den Fenstern mit dumpfem Gepolter zu Boden. Sie lauschten beide einen Augenblick nach draußen.

Der Raum war jetzt dunkler. Die hünenhafte Gestalt von Clemens verdeckte fast die Hälfte des Kamins. Wieder kam seine Stimme:

»Du bist noch sehr jung, Susann. Oft genug weiß ich das, manchmal vergesse ich es fast, weil alles an dir so vollkommen ist. Es ist mein Ernst, wenn ich dir sage, daß ich es verstehe und akzeptiere, wenn du wünschst, daß wir nur einen mehr oder weniger großen Teil des Ererbten für die Bauzwecke nehmen wollen. Du

hast dich so sehr auf die Reisen gefreut, sie würden uns im Augenblick dann nicht möglich sein. Das und viele andere Wünsche würden unerfüllt bleiben, denn wie ich jetzt in großen Zügen überschlagen habe, würden wir neben Tante Melanies Erbtell noch unser Vermögen angreifen müssen, das ja so kurz nach der Inflation nicht gerade überwältigend ist trotz aller guten Jahre.«

Er wandte sich ihr jetzt zu. »Du sollst ganz ehrlich sein, Susann! Du mußt einfach wissen, daß ich dich in jedem Falle verstehe!«

Sie antwortete sofort und mit wenigen Worten, zusammenhanglos, gänzlich sinnlos scheinbar:

»Clemens, worauf warten Sie, die Hunde sind schnell!«

Er verstand sie ohne eine Frage. Es waren ihre Worte gewesen damals im Herbst, als er ihr den langen Galopp zur Entscheidung gab, am Tage vor ihrer ersten Nacht. Er hatte ihr später einmal gesagt, daß für ihn in ihren Worten nicht nur die Einwilligung und die Lust an einem scharfen Ritt gelegen habe, sondern ihre ganze Hingabe, ihr bedingungsloses Mitgehen. Doch damals wollte er es nicht hören, weil es ihm gefährlich und ohne Sinn schien.

Ihm fiel ein, daß mehr als fünf Jahre seit jenem Herbst vergangen waren und daß dies jetzt die erste weittragende Entscheidung in ihrem gemeinsamen Leben war. Aber nichts hatte sich geändert! So selbstverständlich wie damals gab sie sich seinen Wünschen und Plänen hin, ging sie mit ihm, wohin er auch wollte.

Er war längst wieder der Mann, der nicht erst fragte, ob Recht sei, was er für Recht erkannt hatte, und der wahrscheinlich Mauern gerammt hätte, wenn er dahinter den richtigen Weg vermutet hätte, um ihn dann verbissen, zäh und unaufhaltsam zu erobern – aber erst dieser lebendige Widerhall wurde zum eigentlichen, nie erbetenen und doch unendlich beglückenden Beweis, daß gut und sinnvoll war, was er tat.

Ein Gefühl von Glück und Kraft wurde so übermächtig in ihm, daß seine Hände unbewußt die Lehne des Sofas hart umspannten. Als er dann auf Susanne zuging, die wenigen Schritte, die ihn von ihr trennten, glaubte er zuerst, daß sie lächelte, aber

dann wurde ihm bewußt, daß ihr Gesicht einen Ausdruck hatte, den nur er kannte. So sah sie manchmal aus, wenn er sie in die Arme nehmen wollte, in der winzigen Spanne Zeit, in der sie ihn erwartete, noch ehe er ihre schmalen zärtlichen Hände fühlte, die sich um seinen Nacken schlossen.

Sie saßen noch lange am Feuer und besprachen viele Fragen, die durch den Bauplan aufgeworfen wurden. Es war schon eine Stunde nach Mitternacht, als Susanne einfiel, daß sie am besten noch heute eine Liste von den Dingen aufstellen würde, für die schließlich von dem ganzen Packen Geld auch noch etwas abfallen sollte, wie sie sich ausdrückte.

»Sie haben doch buchstäblich nichts mehr, Clemens, jedenfalls nicht viel mehr als die Kirchenmäuse! Ein Beispiel nur: Gardinen! Stelle dir bitte ein ganzes Dorf ohne Gardinen vor! Und die Fenster der Bauernhäuser sind doch so klein! Ein Restchen Stoff wird jeweils nötig sein.« Sie war aufgestanden und tastete suchend eine der vom Feuer nur schwach beleuchteten Fensternischen ab.

»Ich war der Meinung, ich hätte meinen Notizblock hier liegen gelassen. Aber wie es den Anschein hat, legte ihn Antonius wieder an Ort und Stelle!«

Sie schüttelte den Kopf mit leichter Resignation.

»Solche Ordnungsbesessenen sind anstrengend! Man läuft den halben Tag ihren Idealen nach!«

Sie war schon an der Tür, aber Clemens rief: »Dreh dich, bitte, noch einmal um, Susann!«

Sie tat es. »Was ist, Clemens? Siehst du mich noch nicht oft genug am Tag?«

»Nichts Besonderes, Susann, schon gut!«

Sie schüttelte lächelnd den Kopf, streckte ihm die Spitze der Zunge heraus und war verschwunden.

Ich hätte nie geglaubt, daß das möglich ist, dachte er, aber sie ist tatsächlich noch schöner geworden! Wahrscheinlich erst seit vorhin, seit sie weiß, daß ihr ein ganzes Dorf gehört, in dem sich ihre Güte und ihre Liebe ungehindert tummeln können!

Und ich fürchtete manchmal in den letzten Tagen, sie könne zu

jung sein für solche Pläne. Als wenn sie etwas zu lernen brauchte, was sie besitzt wie ihr physisches Leben: diese Weisheit, nach der ich so lange suchen mußte und die ich vielleicht nie gefunden hätte ohne dieses zerfetzte Gesicht, ohne das Leben in der Einsamkeit und vor allem anderen ohne Susann.

In diesen Augenblicken glücklicher Klarheit erkannte er auch, warum er ihr vorhin gesagt hatte, daß sie vollkommen sei. Sie war eins von Gottes gänzlich unverbildeten Geschöpfen, die Frau, wie er sie einst schuf, in sich selbst ruhend, heiter und wissend. Schon in der Morgenfrühe des Lebens war sie vertraut mit der Ahnung von den blühenden Matten des Mittags und den Gefilden des Abends mit ihren schattendämmernden Wegen in jenes unvorstellbare Land. Die lauende Angst vor dem unbekanntem Morgen hatte keine Macht über sie, und fern blieb ihr die Gier des Mannes nach dem Vergänglichem und die lähmende Sehnsucht nach dem unaufhaltsam Zerrinnenden. Mit immer neuer, erwartungsvoller Freude schöpfte sie aus der Fülle, die jeder Tag vor sie häufte, und manchmal stöhnte sie lächelnd unter der Last ihres wachsenden Reichtums; denn alles, was sie je besessen an Glück und Schmerz, blieb ihr bis zum letzten ihrer irdischen Tage, und darum waren ihr Verständnis und ihre Großherzigkeit so weit wie das ganze Leben.

Sie war die Liebende, deren Beglückungen nie erloschen. Als verborgenes Glühen lebte das Bewußtsein in ihr, daß ihr alles gegeben wurde, was der Mann außer seiner eigenen Kraft brauchte, um die Welt zu formen, und sie war erfüllt von leidenschaftlicher Willigkeit, es ihm zu geben. So wollte Gott die Frau, als er sie schuf, und so wollte er sie wohl noch immer.

Clemens glaubte plötzlich sicher zu wissen, daß Susanne sehr alt werden und klaren, reifen Geistes bleiben würde bis zuletzt, ein Quell des Trostes für viele, die mühsam den Gipfel des Lebens erklimmen, um nichts zu erreichen als einen Abgrund. Verständnis glomm in ihm auf, daß Menschen Legenden von Heiligen geschaffen hatten; er selbst würde, so hoffte er, noch viele Jahre zusehen dürfen und am eigenen Leib und Leben spüren, wie alles, was die Hände der geliebten Frau berührten, gesegnet schien.

Der Frühling kam mit so viel Würze und atemberaubender Süße, wie er nur in einem Land sein kann, in dem der Winter hart und lang und stürmisch ist.

Anfang April konnte man mit den Bauarbeiten beginnen. Alle, denen die neuen Häuser, Scheunen und Stallungen gehören würden, ob Mann, Frau oder Kind, griffen selbst mit zu, und mit der wärmer werdenden Sonne und jedem Wachsen der Häuser erwachte auch wieder aller Lebensmut und der unverwüsthche Humor des schlesischen Menschen.

Im Dorf hatte man unter freiem Himmel ein großes Richtfest gefeiert. Clemens und Susanne hörten noch die verwehenden Klänge der Musik, als sie wieder nach Grandjour zurückgingen.

Susanne öffnete eine kleine Pforte, die in die Parkmauer eingelassen war. Clemens ging ein paar Schritte hinter ihr. Der kleine Alexander ritt auf seinen Schultern, und als sie jetzt zu der Pforte kamen, ging das willige Roß in die Kniebeuge und schmuggelte sich hüpfend mit dem vor Entzücken schreienden Reiter unter der niedrigen Überdachung hindurch. Dann galoppierten sie an Susanne vorbei und entschwanden hinter Sträuchern von Berberitze ihren Blicken.

Sie gingen an diesem Abend zeitig zu Bett. Susanne behauptete, die süßen »Kümmelchen« zu spüren, die sie zu Ehren des Richtfestes mit Todesverachtung hinuntergegossen hatte. Sie konnte Kümmel nicht einmal in einer Speise ausstehen, viel weniger erst mit Alkohol verbrämt.

Clemens lachte und küßte sie dann sehr zärtlich.

»Im Oktober wird sich herausstellen, daß der kleine Martin eine Dame ist. Sie scheint sich schon jetzt nicht sehr viel aus Alkoholien zu machen. Mir wäre das übrigens sehr recht, da ich seit sechs Jahren theoretisch damit beschäftigt bin, mir die kleine Susann vor ihrem neunzehnten Jahr in allen Lebensphasen vorzustellen. Und Theorie ist schließlich eine so vage Geschichte!«

Er legte, schon halb im Schlaf, seinen Arm um sie und zog sie ganz nahe an den warmen, harten Körper. Seine Brust, Arm und Schultern bildeten eine federnde Bucht für ihren Kopf, die ganz erfüllt war von dem vertrauten, starken Schlagen seines

Herzens und überweht von dem Auf und Ab seines Atems über ihrem Haar.

»Engel«, murmelte er, »du mein Engel!«

Immer wenn er sie so nannte, mußte sie an ihr zweites Zusammensein denken und an den Pakt mit Luzifer. Er war jetzt rettungslos dieser Hölle verfallen und schien sie für den Himmel zu halten! Und ihr blieb nichts übrig, als dafür zu sorgen, daß er die Hitze, die im Reiche Luzifers bekanntlich herrschen soll, nicht zu spüren bekam und keine der höllischen Bosheiten, Gemeinheiten und Widerwärtigkeiten zu ihm drangen.

Ich ein Engel, dachte sie belustigt, weil ich ihn liebe, weil ich bekommen habe, was ich heißer begehrte als ein langes Leben und alle Herrlichkeiten dieser Erde? Im Dunkeln schüttelte sie den Kopf und lächelte mit zärtlichem Spott. Nein, sie konnte, beim Himmel, kein Verdienst dabei entdecken!